ar 10

ARMEERUNDSCHAU · SOLDATENMAGAZIN * 1. - M * 1979

Foto: Manfred Uhlenhut

Was ist Sache?

Können wir „unsere" Soldaten am Tag ihrer Versetzung in die Reserve von der Kaserne abholen?
Otto Sägebrecht

Wir haben Probleme mit der MHO!
Unterfeldwebel G. Scholz

Es sind ihrer zwei, die aus dem kleinen Betrieb, in dessen Auftrag Sie schreiben, derzeit bei der NVA dienen und Ende Oktober in die Reserve versetzt werden. Da die Garnisonen nicht weit auseinanderliegen und beide am selben Tag ihren aktiven Wehrdienst beenden, wollen Sie den Barkas nehmen, um sie in der Kaserne abzuholen. Von der BGL will ein Kollege mitfahren, dazu der Meister. An Empfangs-Blumen ist auch gedacht. Und an die Ehefrauen oder Eltern der Genossen? Im allgemeinen hat der Barkas sieben Sitzplätze. Da wären also noch drei frei . . .

Im Grunde habe ich damit bereits zum Ausdruck gebracht: Es ist nicht nur erlaubt, sondern ausdrücklich erwünscht, daß Vertreter der Arbeitskollektive wie auch Eltern und Familien unmittelbar am Ort sind, wenn „ihre" Soldaten aus dem aktiven Wehrdienst verabschiedet werden, wieder in ihre Betriebe, in den Kreis der Familien zurückkehren. Schließlich ist dies gleichfalls ein besonderer Tag. Für sie und für uns alle.

Als Werner und Bernd, die Kollegen, um welche es hier geht, vor knapp achtzehn Monaten zum Ehrendienst in der Nationalen Volksarmee verabschiedet wurden, hatte ihnen der Betriebsleiter in einer festlichen Zusammenkunft ans Herz gelegt, ihre Sache als Soldaten ebenso gut zu machen wie als Facharbeiter in der Produktion. Die Rede, so schreiben Sie, war von Qualitätsarbeit, die man überall zu leisten habe – ob nun bei der Planerfüllung oder bei der Erfüllung des militärischen Klassenauftrages. Beide, so wissen Sie von ihren Kommandeuren, haben das nicht nur als gutes Wort genommen, sondern es durch vorbildliche Leistungen in der militärischen Ausbildung bekräftigt. Das verdient Dank und Anerkennung. Denn was wären Frieden und Fortschritt ohne die stete Gefechtsbereitschaft unserer Streitkräfte, ohne hohe Kampfkraft, ohne die Wachsamkeit der Soldaten des Sozialismus!

Mit diesem Dankeschön, mit dieser Anerkennung wollen Sie nicht warten, bis der Zug den Werner und den Bernd nach mehrstündiger Fahrt an den Heimatort gebracht hat. Sie haben sie damals würdig verabschiedet, waren bei der feierlichen Vereidigung dabei, haben während der ganzen Armeezeit in enger Verbindung gestanden und wollen nun auch anwesend sein, wenn sie in Ehren entlassen werden. Gleich Ihnen werden das mit den Eltern und Familien auch in diesem Monat wieder viele Betriebskollektive tun. Eine gute und schöne, eine sozialistische Tradition. Ich sehe darin eines der ungezählten Beispiele, in denen sich die tiefe Verbundenheit von Volk und Armee dokumentiert, die politisch-moralische Einheit unseres Volkes wie sie in 30 Jahren DDR gewachsen ist.

★

Die von Ihnen erwähnten MHO-Probleme beziehen sich nicht auf das Warenangebot oder die Bedienung in der Verkaufsstelle. Mit beidem sind Sie zufrieden. Es geht Ihnen um die Öffnungszeiten – genauer gesagt darum, daß diese für Soldaten und Unteroffiziere auf die Zeit außerhalb des Dienstes festgelegt sind.

Dagegen wäre im Prinzip nichts einzuwenden, erklären auch Sie. Schließlich ist Dienst Dienst, und man sollte gar nicht erst jemanden in Versuchung bringen . . . Aber Sie und einige andere Genossen stehen im Schichtdienst. Wenn für andere der Dienst endet, hat er bei Ihnen begonnen, wenn andere zum Dienst heraustreten, haben Sie frei. Folglich ist es Ihnen bei den derzeitigen Regelungen nur selten möglich, in der Verkaufsstelle der Militärhandelsorganisation einkaufen zu gehen. Da gibt es nur eins: Die Regelungen – sprich Öffnungszeiten bzw. die Einschränkung auf einen bestimmten Personenkreis – den tatsächlichen Gegebenheiten anzupassen. Und zwar ausgehend von dem schon genannten Grundsatz: Einkauf (und Einkaufsmöglichkeit) nur außerhalb des Dienstes. Sicherlich wird sich darüber mit den Verantwortlichen reden lassen. Jedoch müßten Sie dazu die Sache erst einmal zur Sprache bringen.

Ihr Oberst

Karl Heinz Fritzsch

Chefredakteur

Geschichten

..., gewürzte, besondere – ich preise sie euch an in der zehnten Ausgabe des Jahres, das für uns ein besonderes darstellen will: Das 30. unserer Republik. Wenn man dieses Alter hat, ist man jung, hat noch vieles zu erwarten, aber nicht zu jung, um nicht bereits auf gewichtige Erfahrungen verweisen zu können, ist man alt in dem Sinne, daß Lebensweichen gestellt sind, die dennoch Überraschungen nicht ausschließen.

In diesem reifen Alter sind die Gedanken Helga Königsdorfs, Autorin von „Meine ungehörigen Träume" (Aufbau-Verlag, ENT). Ihre Erzählungen, die sie Geschichten nennt, sind so reif, wie sie nicht besser in das Entwicklungsstadium unserer Gesellschaft passen könnten.

Da geht eine junge kluge Frau ein Verhältnis mit einem verheirateten Mann ein, der so gar nicht zu ihr paßt, nur weil sie „in jenen Tagen so selten etwas vor hatte; sie „hätte aus Langeweile dem Teufel Gefolgschaft geleistet. Warum sollte ich also nicht mit einem angegrauten, lüsternen, dicken Mann ein kleines abgelegenes Restaurant aufsuchen." Die Familienordnungen werden dabei keinen Augenblick auch nur in Frage gestellt. Die Geschichte endet jäh und unerwartet. Ein Stückchen Gleichberechtigung, von ungewohnter Warte betrachtet.

Da geht es im Mathematischen Zentrum in der VVB Wissenschaften um das 3. Kurzsche Problem. Die bisher nicht gerade vor Eifer sprühende Absolventin Johanna Bock legt plötzlich einen geometrischen Zugang zum Problem vor, wird von der Institutsleitung bejubelt, sogar ausländischen Spezialisten angepriesen, ihre Arbeit als Dissertation eingereicht. Bis sich herausstellt, daß die angenommene Ausgangsbasis falsch ist. Johanna Bock wird empfohlen, sich in der Praxis umzusehen. Kommentar ihres Vorgesetzten im Kreise seiner engeren Mitarbeiter: „Man würde Johanna dadurch eine Chance geben, endlich einmal echten Schaden anzurichten."

„Bolero" und „Lemma I" – nur zwei Beispiele aus einem sehr lesenswerten Erstlingswerk.

Geschichten nüchtern, konkret, sachlich, nicht literarisch verdichtet, könnt ihr aus dem wie ein Almanach gestaltetem Buch „DDR – Gesellschaft, Staat, Bürger" (Staatsverlag der DDR) erfahren. Hier stecken so viele Informationen drin (Übersichten, Statistiken, Diagramme, Fotos, Zahlen usw.), die ihr nicht nur im Staatsbürgerkundeunterricht, in der gesellschaftswissenschaftlichen Weiterbildung oder im Parteilehrjahr nutzen könnt. Sie sollten uns interessieren, weil wir stolz auf Erreichtes sein können, in jedem Jahr unserer Republik.

So etwas Erreichtes, zu dem ich endlich! sagen möchte, ist die Langspielplatte „Auf dem Wege" (Amiga 855660). Zum ersten Male werden euch in einer halbstündigen Zusammenstellung die besten Amateurformationen von Suhl bis Rostock geboten. Und da wird etwas geboten! Dahinter steckt zielgerichtete Arbeit, Bestätigung eines Weges. Ihr hört: „Regenbogen" und „Metropol", Berlin, „Primaner" Magdeburg, „Ergo" Erfurt, „Passion" Naumburg, „Obelisk" Leipzig (übrigens seit kurzem die neue Band für Angelika Mann), „Pli" Suhl, „Badister" und „Zenit" Rostock, „Dialog" Karl-Marx-Stadt und „Treff" Potsdam.

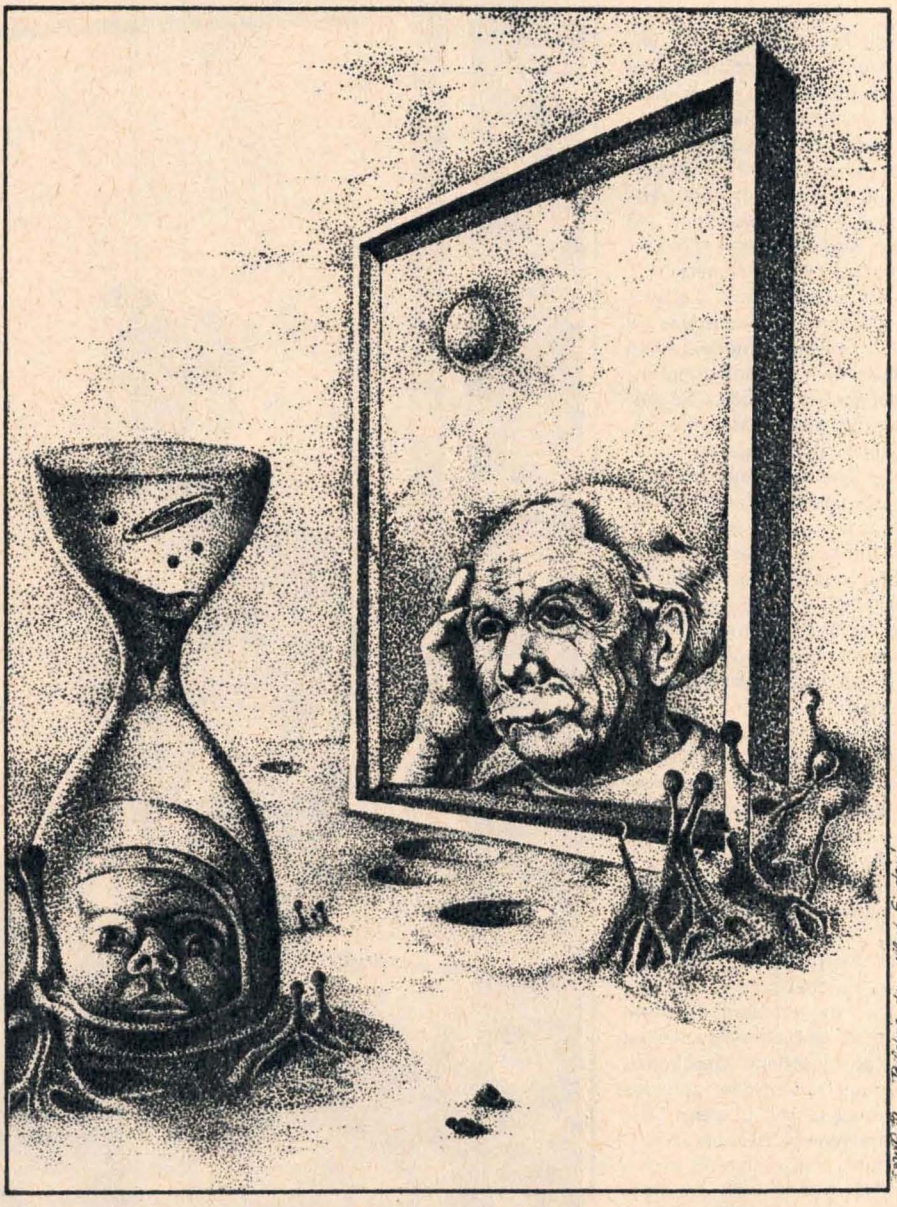
Gleich weiter hier. Die zweite LP von City (Amiga 855647) liegt vor mir. In gewohntem ausgeglichenem rhythmisch-melodiösem Stil fast noch mehr ein Ganzes als die erste Platte. Für mich besonders in der Anlehnung an die bulgarische Folklore sehr hörenswert („Bulgarien Back").

Beatmusik in deutscher Sprache – wer hätte an ihren Erfolg geglaubt vor wenigen Jahren? Auch ein Stück unserer Geschichte.

Das Verhältnis der Heutigen zu den Vorgängern – damit führt Christa Wolf in die Erzählung „Kein Ort. Nirgends" (Aufbau-Verlag) ein, leitet dann fast unmerklich in die Reflexionen Kleists über. Er und Karoline von Günderrode, die fast vergessene Dichterin, könnten sich begegnet sein, 1804 in Winkel am Rhein – „Daß sie sich getroffen hätten: erwünschte Legende." Zwei deutsche Dichter zwischen Klassik und Romantik. Christa Wolf: „Ihr Name (der der Günderrode – d. Red.) war mir in den Essays und Briefen von Anna Seghers immer wieder aufgefallen. Sie nennt ihn unter den Namen anderer deutscher Dichter der gleichen Generation, die ‚ihre Stirnen an der gesellschaftlichen Mauer der Wirklichkeit wund rieben' und die zur klassischen Vollkommenheit nicht gelangen konnten." Die Autorin wendet sich erstmals dem Genre der historischen Erzählung zu; will uns anregen, Ursachen der Entfremdung zwischen den Menschen in der bürgerlichen Gesellschaft zu erkennen.

Zurück zu unserer Gesellschaft, in das Heute. Der Militärverlag der DDR hat nach „Die Versuchung" nun den zweiten Roman von Rudolf Kiefert herausgegeben. „Die Schikane" heißt er und, um es gleich vorwegzunehmen, bestätigt sehr das Talent des Autors, der euch auch schon durch einige Kurzgeschichten in unserem Magazin bekannt sein dürfte. Kurz die Story: Der Lehrer Werner Lose beklagt sich in einem Brief an den Bataillonskommandeur über Oberleutnant Marius Richter, der den Sohn Loses nicht rechtzeitig in den Urlaub geschickt und dadurch eine Verlobung verhindert hätte. Lehrer Lose bezichtigt Richter in harten

Die Illustration von Thomas Franke entnahmen wir der Broschüre „Temperamente" 1/1979 aus dem Verlag Neues Leben.



Worten der Schikane. Eigentlich wurde dieser Brief nur versehentlich abgesandt, setzt damit aber allerhand in Gang. Sehr gut gefällt mir die deutliche, klare Sprache. Sie bildet als Form eine Einheit mit dem Inhalt, beschreibt ohne Schönfärberei den militärischen Alltag, die Wichtigkeit eines harmonischen Familienlebens, doch ohne Gefühlsduselei.

„Verkaufe Fiat, gut erhalten, zweihundertfünfzig Mark." Ihr habt euch nicht verlesen, die Summe ist weder ein Druckfehler, noch ist das Auto ein Unfallwagen. Der Käufer in der Geschichte „Der weiße Fiat" erwirbt ihn tatsächlich zu diesem Preis. Die Pointe, die das Geheimnis auflöst, will ich natürlich nicht vorwegnehmen. Vielleicht lest ihr diese und die anderen Stories in Margarete Neumanns „Windflöte und andere Geschichten" (Aufbau-Verlag ENT). Sie sind originell, sehr gegenwärtig, keineswegs oberflächlich.

Daß ihr an meinen Empfehlungen Vergnügen haben möget, wünscht euch und sich

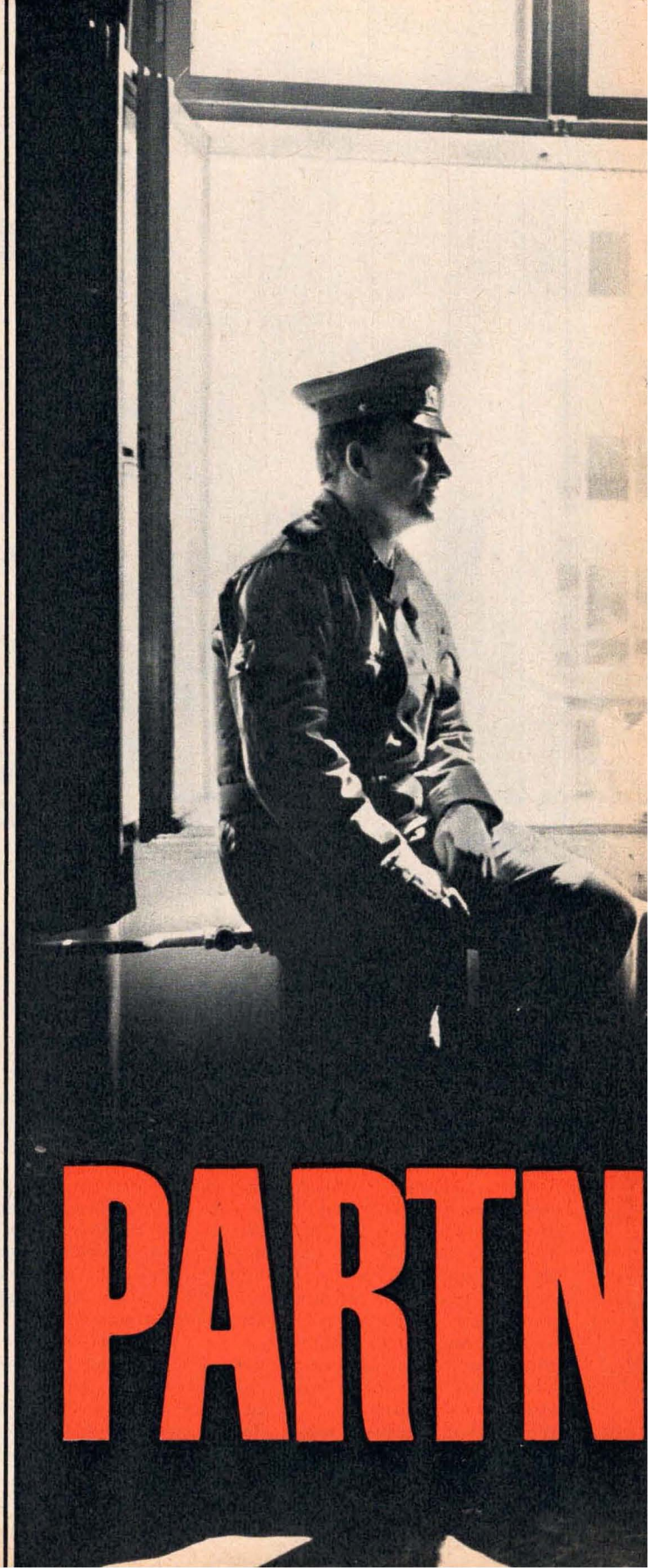
Eure Bibliothek-Karin

„Ist doch pure Imitation!" widerspricht Soldat Schimmel dem Unterfeldwebel. Er nimmt auch nur das Startrohr aus dem Ständer und verschwindet in dem Gerangel auf dem Flur. Alarmtraining für die 6. mot. Schützenkompanie – schließlich rennt und poltert alles den Aufgang hinunter und läuft zum Stellplatz.

So geht es doch nicht. Sie denken machen zu können was sie wollen, überlegt Unterfeldwebel Oschatz, der Kompanietruppführer der Sechsten und so Schimmels und des anderen Fla-Raketenschützen Vorgesetzter, als er die Waffenkammer schließt. Die Startmechanismen, die sie mitnehmen sollten, haben sie in den Regalen liegen gelassen. Warum sind die beiden nur so bockig? Seit Tagen geht das schon so. Wo sie können, opponieren sie. Erledigen oberflächlich ihnen zugewiesene Arbeiten, lamentieren über alles. Auf die Dauer sind solche Leute im Kompanietrupp nicht zu gebrauchen. Gerade Schimmel und Rauchfuß, beide tragen doch die Verantwortung für die Luftsicherheit der Kompanie. Die Wirkung ihrer Raketen ist nicht vergleichbar mit dem, was der Kompanie sonst noch gegen Tiefflieger bleibt, die MG's und MPi's. Nun haben sie aber schon ihre Spezialschulung erhalten. Er kann sie nicht einfach wegschicken und austauschen. Geschehen muß was, mit beiden, und das nachdrücklichst, überlegt der Unterfeldwebel. Bestrafen?

Schimmel und Rauchfuß folgen mit Mühe den zum Kfz-Park hastenden Soldaten. Die schweren Abschußrohre zerren an den Riemen, die quer über der Brust spannen und sich dauernd mit dem Tragegurt der MPi verhedern. Dadurch schiebt sich die Schutzmaske nach vorn und so zwischen die Beine, daß sie nicht ausschreiten können.

„Die ewige Nörgelei kotzt mich einfach an!" zischelt Schimmel zu Rauchfuß rüber. „Was wissen die hier schon von unserer Ra-



PARTN

kete. Nichts. Die lassen uns laufen und laufen. Schleppen tun wir wie die Blöden. Denn nur das Gewicht stimmt, sonst ist das Ding nicht mehr als ein Holzknüppel wert. Es sieht nur anders aus." Joachim Schimmel zerrt wütend am Abschußrohr herum. Um noch etwas zu sagen, dazu fehlt ihm die Luft. Den Krempel einfach hinschmeißen, so ist ihm zu Mute. „Wissen die denn überhaupt, was sie an uns haben?" Brummt er mehr als er spricht. Und wie so oft in den Tagen seit sie wieder zurück sind, sieht er sich wieder, wie sie da oben im Norden, am Bodden während der Spezialschulung auch rackerten und schleppten. Und nicht immer war es der Gefechtskomplex, den sie in der Hand hielten. Den nur beim Gefechtsschießen. Aber da gab es noch den Lehr-Trainings-Komplex, der funktionierte wie ein richtiger. Nur die Rakete startete nicht. Aber es gab Ziele, man mußte darauf reagieren und bekam simultan die Quittung: getroffen oder nicht. Aber auch noch das Üben der Anschlagarten an dem gleichen Übungskomplex wie sie ihn hier rumschleppen, machte Spaß. Gar nicht zu reden vom Unterricht. Ne Wucht, wie so'n Infrarotzielsuchkopf arbeitet. Wie die eigentliche Rakete mit Startrohr, Außenstromquelle und Startmechanismus zusammenhängt. Dazu der Flugzeugerkennungsdienst, wieviel verschiedene Typen es doch gibt. Dann der Schießkurs selbst, was da alles zu erfassen war: Stand der Sonne zum Ziel, der Bewölkungsgrad, der Peilwinkel, die Raketenstartzone, der Kurs des Zieles, seine Entfernung und Geschwindigkeit. Immer gab es Probleme und Erfolge. Hier imitierte er, schleppte etwas, aus dem nie geschossen werden konnte. Nur daß sie beschäftigt waren. Wozu der Quatsch? Warum will das keiner begreifen? Soldat Schimmel schmeißt mit solcher Wucht den Übungskomplex, dem der Startmechanismus fehlt und der ihm auch nichts nutzen würde, auf die Stahlplatten des SPW, daß alle Umstehenden ihn ansehen: So gehst Du mit Deiner Waffe um?

Den ganzen Tag über – das Alarmtraining wurde noch vor Dienstbeginn abgebrochen – gehen Gerd Oschatz die Dinge nicht aus dem Kopf. Er überstürzt nichts gern. Erst kürzlich drängte der Hauptfeldwebel, nun mit den beiden endlich „Fraktur zu reden". Oschatz weiß, was der Fähnrich damit meinte, und er sagte, er wolle es sich noch mal durch den Kopf gehen lassen. Was war eigentlich passiert?

Selbst hatte er unter den jungen Soldaten die beiden für den Kompanietrupp mit ausgesucht. Kaum daß sie warm geworden waren bei ihm, schickte man sie zur Spezialschulung. Bis dahin waren sie willig, aufmerksam und diszipliniert. Was da oben war? Er hat sie danach gefragt. Sie sind begeistert davon. Als Rauchfuß beichtete, dort eine Disziplinarstrafe „gefangen" zu haben, hat er weggehört. Gewesenes soll man nicht aufwärmen. Nun bereiten die beiden Kummer, der gewisse Grenzen überschreitet, wie heut morgen. Unterfeldwebel Gerd Oschatz steht in seinem sechsten, dem letzten Halbjahr seines aktiven Dienstes. Hat er schon Vergleichbares erlebt oder erfahren?

SALUT
DDR 30

Schließlich führte er mit Erfolg zwei mot. Schützengruppen, ehe er Kompanietruppführer wurde. Mit Erfolg?

Eigenartig, wie es sich ihm gerade jetzt, in diesen letzten Monaten seines aktiven Dienstes, immer wieder in die Erinnerung drängt. Der Tag, damals im Frühjahr 1977, als sie die Schulterstücke nun endlich tragen durften, zu denen er beinahe nicht gekommen wäre. Weil auch er die Umstellung vom Zivilleben zum Soldatsein nicht gleich verkraftete.

In seinem Betrieb war er es als Stellvertreter des FDJ-Sekretärs gewohnt, um seine Meinung gefragt zu werden. Ihm waren die Entscheidungen der Werkleitung vertraut. Dort hatte er das erlebt, was man mitregieren nennt. Das fehlte ihm an der Unteroffiziersschule. Heute weiß er, damals nur den Mechanismus dafür in der Armee nicht begriffen zu haben. Schon am dritten Tag wollte er davonlaufen. Natürlich blieb er, und er lernte. Gut wollte er sein als Unteroffizier.

Dann die Begegnung mit dem Regiment. Daß seine Kompanie im Neubau lag, fand er prima, die Soldaten aber noch zum Baueinsatz waren, weniger gut. Dann kamen auch sie. Abends, mit den LKW direkt von der Baustelle. Bekanntmachen wollte er sich mit ihnen. Noch bevor er es tat, ging die Tür zur Stube seiner Gruppe auf. Ein Hüne stand im Türrahmen: „Neuer was, filzt wohl auch hier?" Gerd Oschatz stellte sich vor. Vielleicht zu zackig, er weiß es nicht. Alles, was darauf passierte, war die Frage aus dem Hintergrund: „Springer, was?"

Gerd Oschatz exerzierte sein Hereinkommen noch einige Male, der Erfolg für ihn blieb zweifelhaft.

Der Baueinsatz hatte Ausbildungszeit gekostet. Kaum daß die Genossen den Staub der Baustelle abgeschüttelt hatten, da standen sie schon mittendrin in der Gefechtsausbildung. Sie übten „der mot. Schützenzug im Angriff". Es war erste reale Ausbildungshandlung für Oschatz als Unteroffizier. Mit äußerster Sorgfalt hatte er seine Handzettel für die Gruppenausbildung ausgearbeitet. Draußen im Gelände sollte es besser laufen als in der Unterkunft. Auch der Zugführer hatte seine Vorbereitungen für gut befunden. Es konnte also nichts schief gehen. Nach der taktischen Geländeeinweisung durch den Zugführer trainierten erst die Gruppen einzeln. Nun stand er vor seiner Gruppe. Er begann zu sprechen, erläuterte die Handlungen der Gruppe in den Entfaltungsabschnitten, bei Erreichen der Linie des Sturmangriffs und merkte, die Gruppe starrte ihn auf eigenartige Weise an. Sie starrte nur einfach nach vorn auf ihn. Hatte er etwas vergessen? Sicher, beginnen doch die Aktivitäten schon im Unterbringungsraum. Da holte er seine Handzettel vor. Richtig. Er begann zu lesen: „Ich komme jetzt zur ersten Lehrfrage: Handlungen im Unterbringungsraum . . ." Wieder starrte die Gruppe nur. Keine Regung, keine Miene verzogen sie. Oschatz wollte was sagen, wollte fragen – nichts. Kein Wort kam ihm über die Lippen. Wie festgenagelt stand er. Spürte nur, wie es ihm in den Augen feucht wurde.

Da trat sein Stellvertreter nach vorn, nahm ihm die Handzettel ab und sagte: „Ich mach' das schon!"

Gerd Oschatz hat lange darüber gegrübelt. Was nur hatte er falsch gemacht? Ist er vielleicht nur gekommen und hat gedacht: Wissen genügt und ein Unteroffizier stellt sowieso was dar? Oder haben sie ihn nur groß angeguckt, weil sie von ihm was Neues erwarteten?

Mit dem Gefreiten, seinem Stellvertreter, sprach er darüber. Der kannte alle in der Gruppe, war mit ihnen von Anfang an zusammengewesen. Ein Kollektiv wären sie wohl in dieser Zeit

Unterfeldwebel Oschatz (rechts) auf der Befehlsstelle des Kompaniechefs

Wenn Zeit ist, hilft Unterfeldwebel Oschatz seinem Funker beim Abstimmen der Funkgeräte R 126

Munitionsausgabe vor einem Gefechtsschießen

PARTNER

geworden, auch draußen auf der Baustelle, so meinte der. Den Ausbildungskomplex Angriff hätten sie schon zweimal durchexerziert, wußten in vielem Bescheid, so erfuhr es Gerd Oschatz. Mit seinem Vorgesetzten, dem Zugführer hatte er sich vor der Ausbildung beraten. Warum nicht auch mit den Soldaten, gerade weil er ihnen neu war! Im Betrieb kam der Werkleiter, der sein Vater hätte sein können, doch auch zur FDJ – den Jüngsten also im Kollektiv – und beriet sich über dies und jenes. Hatte der sich je etwas vergeben dabei? Im Gegenteil, alle fanden es gut so. Ähnlich dachte auch der Gefreite. Gerd Oschatz ging hin zu ihnen auf die Stube, obwohl er sich seines Versagens schämte. Ob ihm überhaupt etwas an Autorität geblieben war? Damals dachte er so, erst später wußte er, er hatte sie noch gar nicht gehabt.

Doch seine Beklemmung schwand von Minute zu Minute, je länger sie zusammensaßen. Noch dachte er, sie übten Einsicht, weil sie wohl zu weit gegangen waren und gar Mitleid hatten mit ihm. Heute ist er sich gewiß, sie fühlten sich endlich gefragt und gebraucht, konnten mal mitreden über das, was sie anging. Zusammen mit der Gruppe, so begann er Fuß zu fassen. Er lernte in dieser Zeit: Autorität, die steckte nicht einfach in der Uniform mit den silbernen Tressen. Man besaß sie nicht mit dem Augenblick, indem man den Rock überzog. Ein absolutes Vorbild für die Soldaten sein, selbst zeigen, wie man durch Ordnung und Disziplin was erreichen kann und jede militärische Aufgabe leichter erfüllt wird. So hält man die Genossen zusammen. So setzt man Befehle durch. Dann auch gelingt es, zu den unterstellten Genossen ein Verhältnis wie gute Freundschaft zu schaffen.

Keine Kumpelwirtschaft, wo sich der Vorgesetzte mit allen mög-

lichen Zugeständnissen den Gehorsam erkauft. Lange geht das nicht. Bei der geringsten Belastung brechen solch zusammengezimmerte Kollektive jämmerlich auseinander. Sein Kompanietrupp würde so nicht einen Tag überstehen.

Legen es Schimmel und Rauchfuß auf eine „Sonderstellung" an? Wollen sie etwa so „gekauft" werden? Soll er sie so hart wie nur möglich anfassen, daß sie dies ein für alle Male vergessen?

Unterfeldwebel Oschatz hört es oft. Kompanietrupp, ist man dort, hat man ausgesorgt. Einige sagen sogar, der Kompaniechef verhätschelt euch doch. Wer aber dabei ist, merkt bald, da ist nur ein Zahn zuzulegen. Im Garnisondienst mag es noch gehen. Da sind es Arbeiten der materiellen Sicherstellung, sind die Ausbildungsplätze für die Kompanie herzurichten, die nötigen Geräte und Materialien zu empfangen, zu pflegen und zu reinigen. Da heißt es schon oft genug für den Trupp, früher raus und später rein als die anderen.

Sind sie aber draußen auf dem Gefechtsfeld, bei Übungen, da gibt es nicht nur mehr Arbeit. Da hat ein jeder seiner Spezialisten seine eigene Verantwortung gegenüber der Kompanie. Der Sanitäter, der Funker, die Fla-Raketenschützen, der Schreiber und der SPW-Fahrer. Allein der Funker, er organisiert dem Kompaniechef alle Nachrichtenverbindungen, die zum Bataillonskommandeur und die zu den Zugführern. Im Angriff mittels Funk. Da bereitet er auch noch alle R 126, die „Hasenradios", die Kompaniechef und Zugführer beim Sturmangriff bei sich tragen vor, stimmt sie ab. Er kümmert sich um die Geräte auf den SPW der Gruppen. Nicht jeder Gruppenführer hat schon die nötige Erfahrung dafür. Natürlich bleibt er beim Sturmangriff auf dem SPW, wird gefahren. Das sticht so manchem ins Auge. Doch man bedenke, von dort hält er die Verbindung zum Bataillon. Über ihn gehen die Befehle an den Kompaniechef. Dazu hält er das Funknetz innerhalb der Kompanie aufrecht, während diese in Bewegung ist. Das kostet Nerven. Dafür läuft er, wenn die Kompanie in Verteidigung liegt. Wenn er die Fernsprechstelle des Kompaniechefs mit denen der Zugführer in den Stützpunkten verkabelt. Querfeldein geht's da und meist nachts. Oder der SPW-Fahrer des Trupps, in der Kaserne schon hat er mehr am Hals als die anderen Fahrer. Er ist der Stellvertreter des Offiziers für technische Ausrüstung. Im Gefecht fährt er den Trupp und den Kompaniechef. Wenn andere mit ihrem SPW schon längst untergezogen sind, ist er noch oft unterwegs. Bringt den Kompaniechef zum Bataillonsgefechtsstand oder einfach zur Kontrolle in die Stützpunkte der Züge. Dem Uralfahrer und Schreiber ergeht es ähnlich. In der Kaserne arbeitet er mit dem Hauptfeldwebel, und da ist immer Bewegung. Draußen fährt er ihn, die Munition, die Verpflegung und überhaupt alles, was so eine Kompanie in den Tagen der Gefechtshandlungen braucht. Nachführungen sind meist dann, wenn die Truppe rastet oder ruht. Dann ist er also auf Achse. Und bewegt sich die Truppe, muß er ihr folgen, fährt also immer noch. Dann die beiden Fla-Raketenschützen, sie haben den Raum der Kompanie gegen Tiefflieger zu sichern. Aber der Raketenkomplex, das Meisterwerk sowjetischer Waffentechnik, funktioniert nicht von allein. Wann die günstigste Situation für einen Einsatz ist, entscheidet der Soldat, der ihn bedient. Die Rakete kann sich das Ziel nur auf die Vorgaben ihres Schützen hin „suchen". So muß sich der Soldat in seinem Verhältnis zur modernen Technik begreifen . . .

Nein, im Trupp kann er keine Soldaten gebrauchen, die nur dann etwas tun, wenn er ihnen diese oder jene Erleichterung dafür „verschafft".

Natürlich schleppen sich Schimmel und Rauchfuß die meiste Zeit der Ausbildung mit einer Imitation ab. Eben weil solch ein Raketenkomplex einfach nicht in der Waffenkammer abgestellt werden kann. Man wird ihn der Kompanie im entsprechenden Moment zuführen. Greifen seine Schützen dann nach ihm, sollen sie nicht nur an Gewicht und Trageweise gewöhnt sein. Sie müssen auch merken, wenn etwas fehlt an ihm. Etwa der Startmechanismus, ohne den wären sie nicht gefechtsbereit. Deshalb sollen sie beim Training mit dem Übungskomplex auch nach seiner Imitation greifen.

Unterfeldwebel Oschatz will mit den beiden sprechen. Er wird ihnen nichts schenken. Weder die Rechenschaft über ihr Maulen am Morgen – die vollständige Ausrüstung mitzunehmen – noch die Frage nach ihrer Stellung im Trupp und der Kompanie.

●●●

Tage später sagt Soldat Schimmel: „Er hätte uns bestrafen können. Wir erwarteten es eigentlich auch. Aber er hat sich mit uns unterhalten. Irgendwie schämten wir uns. Hatten wir doch so recht keine Antwort darauf, weshalb wir an dem Morgen unseren Kopf durchsetzten. Als er uns erklärte, was die Kompanie von uns erwarte, er auch noch unsere Meinung dazu wissen wollte, da kam es uns wieder, dieses blöde Gefühl. Der Unterfeldwebel war bereit, über unsere Probleme vernünftig zu reden, wir dagegen wollten mit dem Kopf durch die Wand. Ehrlich, diese Einsicht schmerzte mehr als eine Strafe."

Text und Bild:
Oberstleutnant Ernst Gebauer

Unterfeldwebel Oschatz präzisiert für den Fla-Raketenschützen die Beobachtungssektoren

Verlegen der Fernsprechverbindungen durch den Funker des Kompanietrupps Gefreiten Triebel

Einweisung der Fla-Raketenschützen Soldat Schimmel und Soldat Rauchfuß beim Beziehen des Verteidigungsraumes durch den Kompaniechef

Unterfeldwebel Oschatz und sein Kompanietrupp

PARTNER

Hans Krause

Nahverkehr

Auf die Wartburg will der Recke,
doch der Wartburg will nicht mehr.
Aber dort gleich um die Ecke
ist ein Esel-Nahverkehr.

Und er nimmt sich einen Grauen,
um sich jedes Kämmerlein
oben gründlich anzuschauen,
denn Kultur muß schließlich sein.

Und es fühlt der Eselhalter,
weil er Phantasie besitzt,
sich schon wie im Mittelalter,
schwertbewehrt und schildgeschützt.

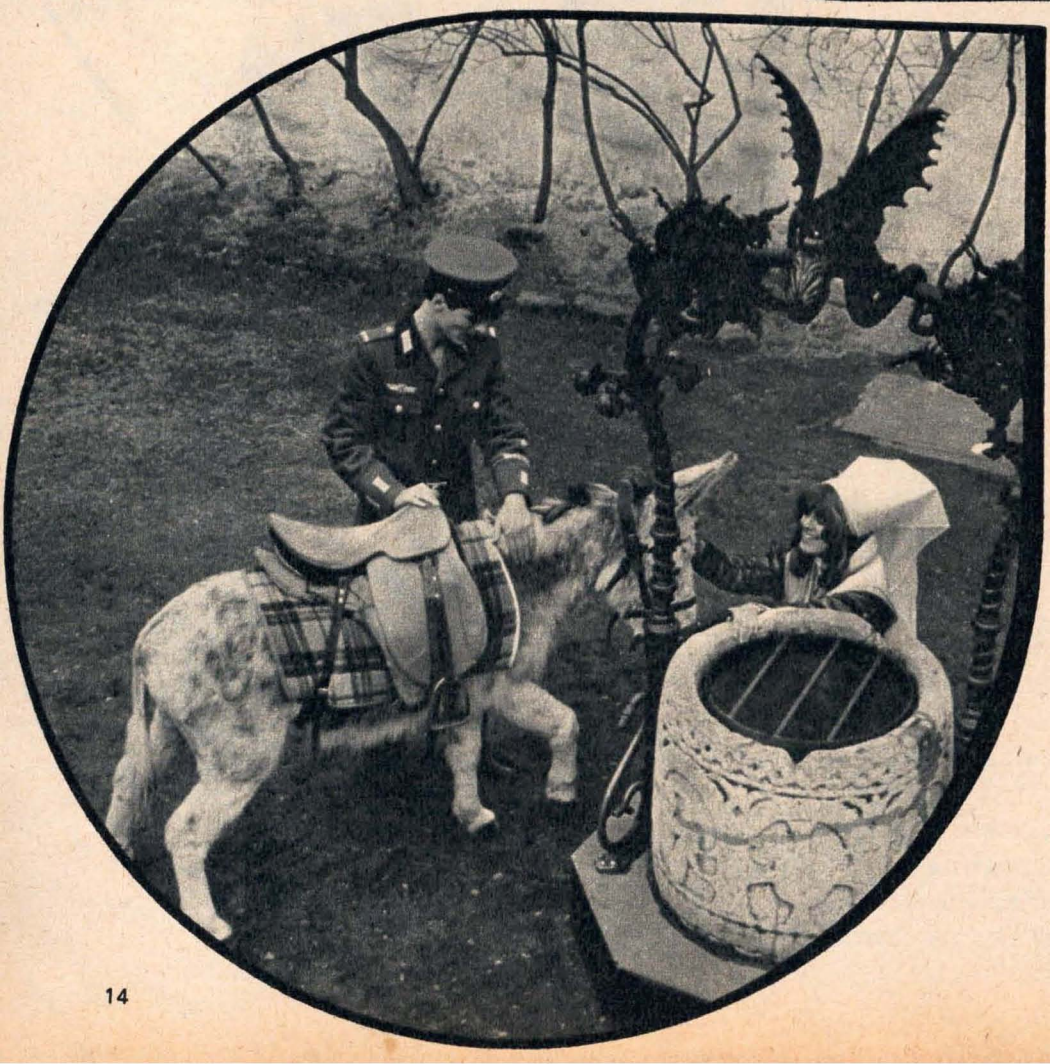
Und ganz plötzlich, kaum zu fassen,
bricht es über ihn herein:
freundlich, fröhlich und gelassen
und bereit zu Eselei'n.

In Gestalt von Neu-Isolde
wird's konkret und sehr real,
und der Recke setzt die Holde
auf sein Streitroß zweiter Wahl.

Doch am Brunnen vor dem Tore
läßt die Dame ihn im Stich,
denn mit Minne und amore
ist man hier sehr pingelich.

Doch sein Herz pocht immer schneller,
schon verwirrt ist sein Verstand.
Und er hockt sich vor den Söller
mit der Leiter in der Hand.

Und mit Tönen, zart wie Seide
singt er ohne Unterlaß:
Walther von der Vogelweide
und auch von Frank Schöbel was.



Gerne stieg er zu Agathe,
Elsa, Gudrun oder so
in die Mädchenkemenate,
denn sein Herz brennt lichterloh.

Doch die Uhr schlägt schon dreiviertel,
und so beugt er schmerzensreich
sich dem eignen Keuschheitsgürtel
mit dem Namen „Zapfenstreich".

Zügelt standhaft seine Sinne,
denn ein braver Ritter weiß:
Dienst ist Dienst und Minne Minne,
ist auch noch so hübsch der Preis!

Fotos: Manfred Uhlenhut

Der Unbekannte aus dem Rayon J. P.

Erzählung von Manfred Neumann
illustriert von Karl Fischer

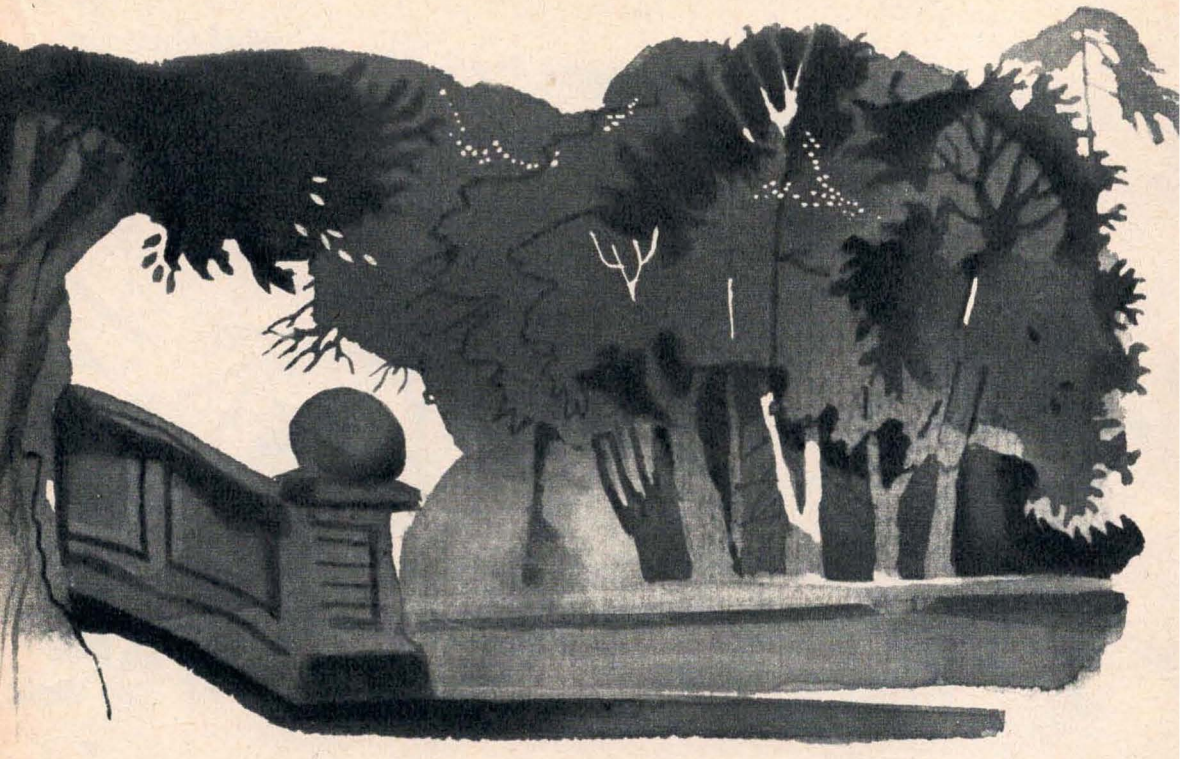
Es begann mit einem Telefonanruf. Eine Dienststelle der Volksarmee fragte an, ob ich bereit sei, einen Gast aus der Sowjetunion und einen Begleitoffizier zu führen. Ich sagte zu, denn als Landschaftsgärtner macht es mir Freude und manchen Genuß, allsonntäglich Scharen interessierter Zeitgenossen durch meinen Park zu führen. Der Landschaftsgarten ist ein Kunstwerk, dessen Schönheit sich durch Betrachten von bestimmten Punkten erschließt. Das ist meine Aufgabe, dabei lerne ich viele Menschen kennen, junge, alte, lauschende, kluge, vorlaute, still-genießende.

Fast hundertdreißig Jahre ist es her, daß ein alter Lebemann sich entschloß, aus einer horriblen Sandwüste ein Paradies zu machen. Nach fünfzig Jahren Umherirrens in der Welt schuf der Unzufriedene aus weniger als hundert Hektar elender Kiefernheide ein Meisterwerk, eine Gartenromanze. Wenn ich von der belebten Straße in sie eintrete, glaube ich mich in einen Dom versetzt: angenehme Kühle, sakrale Ruhe. So wie beim Durchschreiten einer Basilika sich immer neue Blicke auf Säulenreihen und Altäre, auf Gewölbe und Kanzeln öffnen, erfreut sich das Auge des Parkläufers an Baumgruppen und Wasserflächen. Er schaut im Wechsel sonnige Rasenflächen, sanft gerundete Hügel, ein Wehr, Brücken, Schluchten oder eine Statue, manchmal auch eine Grabstätte.

In meinem Park gibt es zwei weithin berühmte Grabhügel. Zeugen exotischer Wünsche, ungewöhnlicher Liebe und unsicheren Glaubens. Eine der Pyramiden hat sich der Erdbändiger selbst zum Grab bestimmt. In der anderen legte er seine Schnucke zur Ruhe, die er mitunter Branitzka nannte. Von einem dritten Grab, das einstmals flüchtig dort bereitet worden war, wo der Park schon in die Landschaft hinaustritt und dessen Spuren die Zeit inzwischen getilgt hat, sollte ich erst jetzt erfahren.

Als der verabredete Tag gekommen war, verließ ich mit aufgehender Sonne die Stadt. Nach halbstündigem Lauf im Kastanien- und Ahornlaub traf ich in Branitz ein. Die Gäste warteten an der Seeterrasse. Auf hellen Sandsteinquadern hatte sich ein Fliegeroffizier der Volksarmee niedergelassen, Schirmmütze in der Hand. Ich erblickte einen hochgewachsenen Mann in gerader Haltung auf der untersten Terrassenstufe. Er trug Zivilkleidung und sah zur Wasserpyramide.

Der Offizier kam auf mich zu und gab mir die



Hand: „Mein Name ist Haller. Ich bin beauftragt, Sie mit unserem sowjetischen Gast bekanntzumachen." So lernte ich Genossen Schilkow kennen. Er war ein Berufskollege aus dem Rayon J. P. Genosse Haller berichtete, daß Major a. D. Schilkow mit der Reise in die DDR für seine Verdienste im Großen Vaterländischen Krieg ausgezeichnet wurde und den Wunsch habe, den Branitzer Park wiederzusehen. Der Major war demnach schon einmal hier gewesen. Ich wollte nicht neugierig sein und begann die Führung. Meine Erklärungen, die Fragen des von mir auf Mitte Fünfzig geschätzten Besuchers und seine Eindrücke wurden durch Genossen Haller mühelos übersetzt.

Wir wanderten langsam an dem sich am Seeufer anschmiegenden, hinter Hecken und auf Hügel hinaufführenden Weg dem Seeberg zu. Mit jedem Schritt erschloß sich dem Auge ein neuer Blick in das hundert Jahre alte, ausgereifte Kunstwerk. Scheinbar nehmen die Baumgruppen mit zunehmender Entfernung hellere Laubfarben an. Schwindet links eine Baumgruppe aus dem Blickfeld, ergänzt sich das Bild rechts durch einzelne wuchtige Baumriesen. Was eben noch Bildmittelpunkt war, läßt in der nächsten Minute einen offenen Blick auf Dahinterliegendes zu und wird selber Bildrand.

Die Verhältnisse zwischen Freiflächen, Baumgruppen und in völliger Freiheit prachtvoll entwickelten Exemplaren, zwischen Buschwerk und Wasserflächen wechseln ständig. Die Elemente verbinden sich ganz nach dem Willen des Betrachters immer aufs neue, wie ein Mensch im Verlaufe seines Lebens zu einzelnen Menschen, zu Gruppen, zur ganzen Gesellschaft unterschiedliche Beziehungen unterhält, sie abbricht, neu anknüpft, enge Beziehungen bis zur Abhängigkeit voneinander, so sind die Teile eines Landschaftsparkes miteinander verwoben. Von keiner Stelle unseres Weges entdeckten wir Unvollkommenes, jede Ansicht ist eine ausgewogene Komposition. So erreichten wir die Steinbogenbrücke, die den großen Tumulussee vom kleineren, mehrfach gebuchteten und uferbewachsenen Schlangensee trennt. Der Major lehnte sich auf die Brüstung der Brücke. Im Wasser schaukelte Herbstwind herabgefallenes Lindenlaub, Blätter von Ahorn und Buchen wie kleine Koggen. Meine Hoffnung, etwas über die eigentliche Ursache des Besuches zu erfahren, erfüllte sich nun. Schilkow richtete sich plötzlich auf und sagte: „Wir wissen, daß die Jüngeren das Grauen nicht nachempfinden. Ich will Ihnen deshalb ganz sachlich erzählen, weshalb ich diesen Park sehen wollte.

Ich stand im Februar des Kriegsjahres 1945 als 22jähriger Leutnant bei der Stoßarmee, deren Aufgabe die Forcierung der Neiße war. Ich hatte gerade das Abitur abgelegt, als die feldgrauen und schwarzen Divisionen Hitlers und Krupps meine Heimat überfielen. Ich meldete mich, wie so viele, als Freiwilliger. Der Chef der Kompanie, in der ich als Zugführer diente, war

im Zivilberuf Landschaftsgärtner und kümmerte sich während des ganzen Feldzuges besonders um alle jungen Genossen, die noch keinen Beruf hatten. Wann irgend möglich, sprach er davon, wie es nach dem Kriege sein würde. Besonders optimistisch war der Kommandeur, wenn er aus der Heimat erfahren hatte, daß in ‚seinem' Park alles in Ordnung war. Nach kaum einem Jahr vertraute ich meinem Hauptmann an, daß ich nach der Vertreibung der Fritzen auch Gartenarchitekt werden wollte.

Nur ein einziges Mal erlebte ich ihn niedergeschlagen. Er hatte einen langen Brief von zu Hause erhalten und erfahren, daß der gesamte Rayon in die Hand der Faschisten gefallen war. Warum unser Chef tiefbetrübt den Raum verließ, erfuhr ich erst viel später. Nachdem der Rayon wieder befreit war, nahm er mich im Winter 43 zu einem kurzen Heimaturlaub mit. Dort lernte ich den ersten Landschaftspark kennen. Überall Spuren der Verwüstung. Die Okkupanten hatten den Park in ein Übungsgelände verwandelt. Etwa fünfzig mächtige Kronen alter Bäume welkten auf Wegen, in Gräben. Zart geflochtene Brücken, der Rasen zerfahren von Panzerketten. Gebückt klaubten schwarzgekleidete Mütterchen Brennholz vom Boden.

Die nutzbaren Schäfte der Bäume hatten die Nazis abtransportiert: Holz für tausend Särge. Nun verstand ich die Tränen beim Lesen des Briefes. Der Hauptmann ging traurig über die gefrorene Erde und gab Anweisungen, wie die Schäden zu beheben seien.

Die Kolchos-Vorsitzende, die er hinter sich herzog, gab sich wenig Mühe, die Weisungen zu registrieren, wußte sie doch, daß bis Kriegsende keine Zeit für den Park sein würde. Auch ich hörte etwas ungeduldig zu.

Zwei Jahre später wollte es der Zufall, daß unsere Kompanie im Raum Muskau zur Neiße vorstieß. Die Armee sollte die faschistische Reichshauptstadt von Südosten angreifen. Am Abend vor der Flußüberschreitung führte mich der Hauptmann durch den Teil des Muskauer Parks, der bereits in unserer Hand war. Lieblich lag die Neißeniederung in der Dämmerung vor uns. Von anderen Frontabschnitten rollte Geschützdonner herüber. Während ich einen Vortrag über den Gartenkünstler hörte, brummten hoch am Himmel Bombergeschwader. Die Flak bellte heiser-vergeblich rings um die Stadt Muskau. Wie aus einer fernen Welt drangen die Geräusche bis zu den Treppenstufen der fürstlichen Begräbniskapelle vor, auf denen wir trotz Kälte im hellen Mondlicht saßen. Wir dachten daran, daß im vorigen Jahrhundert Russen schon einmal Deutschland von einem Usurpator befreit hatten.

Der Hauptmann erhob sich und sagte: Vielleicht haben wir Glück, daß wir auf dem Vormarsch nach Berlin auch noch Schloß und Park Branitz sehen können. Da ich keine Ahnung hatte, was damit gemeint sei, fragte ich nicht weiter.

Nun überschlugen sich die Ereignisse. Unser Angriff kam erst im Raum Cottbus zum Stehen. Andere Armeegruppierungen wurden zum letzten Sturm auf Berlin erwartet. Der Hauptmann hatte Kartenmaterial und Berichte der Aufklärer studiert. Er wollte in der Dämmerung in den Park, ohne mich. Erst nach hartnäckigem Drängen gab er nach und nahm mich mit. Lassen Sie es mich kurz machen, meine lieben, jungen Genossen. Wir bemerkten zu spät, daß der ganze Park von HJ und Volkssturmmännern wimmelte, die von einer Handvoll SS-Leuten angetrieben wurden, Schützengräben auszuheben.

Während wir zwischen den Bäumen zurückhasteten, schossen sie auf uns, ganz Junge und ganz Alte. Sie schossen vielleicht nicht sehr gut, meinem Freund und Hauptmann aber brachte es wenige Wochen vor Kriegsende den Tod, hier in diesem herrlichen Park, der nicht ‚sein' Park war, den er aber so gern kennenlernen wollte.

Ich machte Meldung und war sicher, streng bestraft zu werden. Zu meiner Überraschung wurde ich befördert und zum Kompaniechef ernannt. Viel später erfuhr ich, daß der Hauptmann sich zu einer freiwilligen Aufklärung gemeldet hatte. Die Kenntnis von diesem sinnlosen Hinterhalt im Park rettete vielen jungen Menschen meines Regimentes das Leben. – So, aber nun Schluß mit den alten Geschichten. Jetzt möchte ich den Schlangensee kennenlernen und natürlich den Schloßbereich, von dem ich schon viele Bilder gesehen habe."

Wir bewunderten die verschiedenen Ansichten, die sich uns jetzt im Panorama boten. Am Ende der Blickachsen ragten prächtige, alleinstehende Baumriesen, die wir auch Solitär nennen, hockten kleinere Gruppen oder Boskette mit buschartigem Charakter. Manche Blutbuchen ähneln braungefiederten Glucken, die auf warmer Wiese brüten.

Die Altweibersonne stand im Zenit. Unser uniformierter Begleiter gönnte sich „Marscherleichterung", schob die Unterlippe vor und blies sich das blonde Haar aus der Stirn. Selbst den an Strapazen gewöhnten jungen Offizier hatten das Kreuz-und-Quer, die unbewußten Tempowechsel ein wenig ermüdet.

Schließlich gerieten auf der Schloßterrasse Nikolai Andrejitsch Schilkow und ich über eine Frage Hallers nach der Persönlichkeit des Künstlers in Streit.

„Das russische Volk hat gewiß mit der Reaktion gründlich abgerechnet, aber wir haben auch gelernt, die Leistungen adliger und bürgerlicher Menschen anzuerkennen, wenn sie ehrlich waren. Und vom Schöpfer dieses einmaligen Kunstwerks kann man reden, denken oder schreiben, was man will: Es ist sein Bekenntnis zur Menschheit, weil das Pflanzen seine einzige, ehrliche und echte Leidenschaft war."

Nikolai Andrejitsch erzählte, daß der „tolle Graf", wie ihn seine Zeitgenossen zwischen Dresden, Wien und Berlin nannten, während der Befreiungskriege im russischen Küraß ge-

Fortsetzung auf Seite 75

NATO-Kriegstraining in Europa

Anfang Juli teilte das NATO-Hauptquartier mit, daß in den Monaten September bis November die diesjährige Herbstmanöver-Serie „Autumn-Forge" zwischen Norwegen und dem Mittelmeer stattfinden soll. Es handelt sich dabei bereits um die fünfte Folge dieser Kriegsübungen. Ersten Meldungen zufolge sollen bei 26 Einzelmanövern 200000 Mann aller Streitkräfte derdem imperialistischen Kriegspakt angehörenden Staaten eingesetzt werden. Die NATO hatte in diesem Jahr bereits in der Zeit vom 29. Januar bis 7. Februar bei „Certain Sentinel" mit 66000 Soldaten und einer kompletten Taktischen Luftflotte an der „Zentralfront" die „Winterschlacht gegen die Staaten des Warschauer Vertrages" geprobt. Eigens dafür waren erstmals im Winter mehr als 14000 US-Soldaten bei „Reforger 79" von den USA nach Europa verlegt worden. In den Monaten April, Mai, Juni und Oktober führten die Alliierten Luftstreitkräfte Mitteleuropa (AAFCE) jeweils an zwei Tagen unter der Bezeichnung „Cloudy Chorus" Übungen durch. Gleichlaufend mit den Tagungen führender Paktgremien in Brüssel und Den Haag wurde im Mai die Manövertätigkeit verstärkt. Beim Manöver „French Connection" in Belgien waren neben amerikanischen Heereseinheiten vor allem belgische Luftlandetruppen eingesetzt. In der Nordsee und im Skagerrak übte die Ständige NATO-Flotte Atlantik gemeinsam mit den Seestreitkräften Dänemarks, Norwegens und der BRD das „Zusammenwirken bei taktischen Operationen". Im zentralen und östlichen Mittelmeer lief das kombinierte Manöver „Dawn Patrol 79" ab. Daran beteiligten sich See-, Luft- und Landstreitkräfte aus acht NATO-Staaten, darunter Frankreich und Griechenland, die eigentlich aus der militärischen Integration der NATO ausgeschieden sind. Neben diesen Manövern rollten im Mai aber auch allein im BRD-Land Hessen acht Kriegsübungen der dort stationierten Land- und Luftstreitkräfte der BRD, der USA und Großbritanniens. Die Manöverräume lagen in unmittelbarer Nähe der Staatsgrenze der DDR. (Foto: Panzergrenadiere der Bundeswehr)

Das seit 20 Jahren größte Manöver führte das Strategische Luftwaffenkommando der USA (SAC) im Juli dieses Jahres unter der Bezeichnung „Global Shield" auf allen seinen Stützpunkten im Lande durch. An der „einwöchigen Operation" nahmen, wie UPI berichtete, „alle SAC-Tankflugzeuge, Bomber, Raketeneinheiten, ausgewählte Aufklärungseinheiten, 16 Air Force Reserveeinheiten und Luftwaffeneinheiten der Nationalgarde" teil. Insgesamt soll es sich um 650 Maschinen gehandelt haben. Bomber vom Typ B-52 und FB-111 wurden unter anderem auf „Trainingsrouten" eingesetzt, „auf denen die Flugzeuge in Höhen von 122 bis 610 m fliegen". Das diente dazu, „die Präzision der Bombardierungen, den Stand bei Navigation und elektronischen Gegenmaßnahmen der SAC-Flugzeugbesatzungen zu bewerten".

Für 8,6 Milliarden DM will die NATO in den kommenden fünf Jahren Munitionslager, Depots für Ausrüstungen sowie Flugplätze und Hafenanlagen in Europa bauen bzw. erweitern. Damit sollen die Voraussetzungen verbessert werden, um die gegenwärtig in Westeuropa stationierten Divisionen der US-Landstreitkräfte innerhalb von zehn Tagen verdoppeln und die Luftstreitkräfte verdreifachen zu können. Die BRD wird zu der Gesamtsumme 2,3 Milliarden DM beisteuern.

Japans sogenannte Selbstverteidigungskräfte gehören nach Einschätzung der BRD-Presse zu den zehn größten Armeen der Erde. Die Rüstungsausgaben des Landes haben sich in den letzten zehn Jahren fast versiebenfacht. Im laufenden Finanzjahr betragen sie über 2 Billionen Yen.

960 Offiziere werden künftig in dem geplanten sogenannten Amt für Nachrichtenwesen der Bundeswehr, das in einem Bunker im Raum Bad Neuenahr/Ahrweiler untergebracht werden soll, die Ergebnisse der Militärspionage in den sozialistischen Ländern zentral auswerten und für aggressive Zielplanungen aufbereiten. Die Spionagemeldungen werden von Agenten des Bundesnachrichtendienstes der BRD beschafft. In den letzten Jahren hat die Bundeswehr den Aufwand für die kriegsvorbereitende Spionage be-

trächtlich erhöht. 1970 waren dafür 1,12 Milliarden DM ausgegeben worden. Bis 1978 hatte sich die Summe verdoppelt.

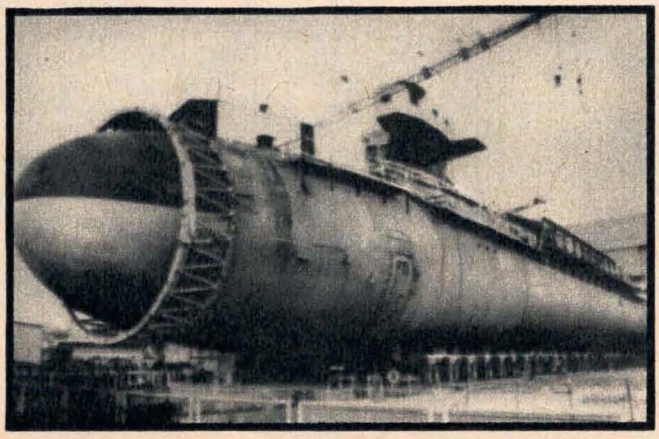
235000 Mitglieder zählt nach Angaben seines Vorsitzenden, Oberst Heinz Volland, der Bundeswehr-Verband der BRD. Die Organisation vertrete „die materiellen und ideellen Belange aller Soldaten sowie deren Angehörigen und Hinterbliebenen". Der DBwV sei „sich seiner politischen Rolle und Verantwortung als Spitzenorganisation der Soldaten bewußt", erklärte Volland. „Diese Position wird noch verstärkt durch die Verträge mit dem Deutschen Marinebund, Kyffhäuserbund und Verband deutscher Soldaten. Damit bilden 365000 Mitglieder eine überzeugende gemeinsame politische Kraft."

Angelaufen ist in den USA die Produktion des neuen Standardpanzers XM-1. Nach Angaben von BRD-Quellen sollen bis 1980 davon 462 an die Truppe ausgeliefert sein, 1985 dann 2262. „Der vorläufige Endstand wird 1990 mit 3312 erreicht", heißt es. Über die Pläne des US-Heeres wird weiter berichtet, daß 1980 insgesamt 5505 Panzer verfügbar sein werden. „1985 rechnet man mit 9544 und 1990 mit insgesamt 10381, wobei der M-60 in seinen verschiedenen Versionen noch immer das größte Kontingent stellt."

Weiter vertieft wurde, wie „Die Bundeswehr" mitteilte, die militärische Zusammenarbeit zwischen den westdeutschen und den französischen Streitkräften, „obwohl Frankreich seit langem aus den integrierten Stäben der NATO ausgezogen ist". Neben der „großen Zusammenarbeit im Rüstungsbereich" und zahlreichen gemeinsamen Übungen der Landstreitkräfte, der Luftwaffen und der Marinen „gibt es auch in großem Umfang Patenschaften zwischen französischen und deutschen Einheiten". Sie reichen bis zum Austausch kompletter Züge und ganzer Kampfflieger-Staffeln.

530 Pferde stehen in den Ställen des letzten Kavallerie-Regiments der französischen Streitkräfte, des „Garde Republicaine". Damit sind die drei Reiterschwadronen „ausgerüstet". Das Regiment verfügt außerdem über eine Stabsschwadron und eine Kradschützenschwadron. Zu seinen Dienstpflichten gehören besondere Wach- und Sicherheitsaufgaben. Bei offiziellen Anlässen tritt es mit seinem 40 Mann starken Trompeterkorps in Erscheinung.

Zu Wasser gelassen wurde in den USA Anfang April dieses Jahres die „Ohio", das erste von geplanten 13 Atom-U-Booten der „Trident"-Klasse (Foto). Es hat eine Länge von 170 Metern, eine Breite von 11 Metern und eine Höhe von 14 Metern. Die Geschwindigkeit unter Wasser wird offiziell mit 80 Stundenkilometern angegeben. Die „Ohio" wird mit 24 dreistufigen „Trident-C-4"-Feststoff-Raketen ausgerüstet, die eine Reichweite von 7500 Kilometern haben und einen 100-KT-Gefechtskopf tragen sollen. „Das bedeutet", so hebt der „Rheinische Merkur" hervor, „die Fähigkeit, auf einen Schlag 192 verschiedene Städte mit einem Potential von je 100000 Tonnen TNT zu atomisieren."



In einem Satz

„Ein alter Flieger, der letzte in der Bundeswehr aus der Generation der großen Jäger des zweiten Weltkrieges (120 Abschüsse)", so lobte die „Frankfurter Allgemeine" den Inspekteur der BRD-Luftwaffe, Generalleutnant Friedrich Obleser, wegen seiner Vergangenheit in der faschistischen Wehrmacht.

Nachdem Saudi-Arabien sich bereit erklärte, die Ölproduktion zu steigern, wollen die USA für 1,2 Milliarden Dollar Waffen liefern.

Jährlich bilden die BRD-Landstreitkräfte rund 200000 junge Soldaten aus, nahezu 80 Prozent aller Wehrpflichtigen.

Ägypten wird von den USA im Rahmen eines sogenannten Militärhilfebudgets Kriegsgerät im Wert von 694,4 Millionen Dollar erhalten.

Erhöht hat China seine Rüstungsausgaben von 16,8 Milliarden Yuan im Jahre 1978 auf 20,2 Milliarden für das Jahr 1979.

Besorgt sind die BRD-Landstreitkräfte über die starke Rauchentwicklung der „Hot"-Raketen, denn sie mache es, wie es in westlichen Veröffentlichungen heißt, „einem Hubschrauber-HOT-Schützen praktisch unmöglich, den Flugkörper bis ins Ziel zu verfolgen".

Taiwans Luftwaffe verfügt über 316 Kampfmaschinen, darunter 90 F-100 A/F; 165 F-5 A/E; 44 F-104 und acht RF-104.

Judy Wetham ist der erste weibliche Offizier der britischen Streitkräfte und dient als Leutnant in einem Artillerie-Regiment, das in Lippstadt (BRD) stationiert ist.

Mit Blick auf den 30. Jahrestag der DDR kramte Oberst K. H. Freitag in Schränken und Schubladen und berichtet in dieser Beitragsfolge

Was einem so in die Hand kommt (17)

Es ist ja so mancherlei, was einem in die Hände fällt, stöbert man hier und da herum. Auf Kabarett-Texte allerdings war ich nicht gefaßt.

Jedoch, sind es überhaupt welche?

Im Grunde nicht. Aber 30 Jahre DDR haben sie dazu gemacht – jene prophetischen Zeitungsmeldungen nämlich, die auch am Anfang unseres Weges standen.

Noch ehe in den frühen Nachmittagsstunden des 7. Oktober 1949 die Deutsche Demokratische Republik gegründet worden war, wußte der Westberliner „Telegraf" schon zu vermelden, dies sei nichts weiter als „eine Fiktion im luftleeren Raum". Indes, dem Blatt ist längst die Luft ausgegangen und es hat sein Erscheinen eingestellt.

Am 8. Oktober 1949 erklärte der damalige SPD-Vorsitzende in der BRD, Kurt Schumacher, wortgewaltig: „Man kann erfolgreich bestreiten, daß der neue Oststaat überhaupt ein Staat ist." Der Mann hat seinen Mißerfolg nicht überlebt, hingegen waren seine Nachfolger in der SPD-Spitze zwei Jahrzehnte danach gezwungen, die staatliche Existenz der DDR im Grundlagenvertrag unterschriftlich anzuerkennen.

Als Orakel von Bonn betätigte sich am 12. Oktober 1949 der CDU-Minister Jakob Kaiser. Er hatte folgende Deutung bei der Hand: „Für das ostzonale Staatsgebilde, wie es jetzt eingerichtet wurde, sehe ich keine Entwicklungsmöglichkeiten." Kurz darauf meinte er sogar, „der Oststaat" würde „auch ohne Sabotage untergehen". Daß Kaiser sie trotzdem über viele Jahre in großem Stil organisierte, strafte zwar seine Worte Lügen, aber die DDR hat auch ihn und seine Sabotage überdauert.

Und noch ein Zitat. Das damalige Industriellenblatt „Ruhr-Nachrichten" wußte schon den Zeitpunkt unseres Endes, verkündete es doch: „Diese sogenannte DDR, deren wirtschaftliche Existenz nur auf Ruinenfledderei beruht, wird das Jahr 1950 kaum er-, geschweige denn überleben." Nun, inzwischen sind

... "Max braucht Wasser" war die Losung, unter der wir die Wasserleitung nach Unterwellenborn bauten. Ich war damals gerade Volkspolizist geworden...

Günter Warsin

aus den knapp drei Monaten, die man uns gab, bereits dreihundertsechzig Monate geworden.

Sie lesen sich amüsant, diese „Prophezeiungen" aus den Oktobertagen 1949. Allerdings verbargen sich hinter den hämischen Worten zugleich handfeste Versuche, uns die Arbeiter-und-Bauern-Macht wieder aus den Händen zu reißen, ungeschehen zu machen, was nach dem 8. Mai 1945 und dem 7. Oktober 1949 vollzogen war, was sich unter zunehmend sozialistischen Vorzeichen entwickelte. Wenn wir also in diesen Tagen Geburtstag feiern und uns dessen freuen, was in 30 Jahren DDR erreicht wurde, dann sollten wir stets daran denken: Dies alles war und ist kein Geschenk des Himmels, sondern das Ergebnis erbitterten Klassenkampfes, harter und angestrengter Arbeit der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands und des ganzen Volkes unserer Republik, Frucht der solidarischen Hilfe unserer Freunde in der Sowjetunion und in den anderen sozialistischen Ländern.

Jung und alt haben dafür geschafft, sich oft genug auch mit dem Klassenfeind geschlagen. In den bisherigen 16 Folgen dieser Serie habe ich versucht, einiges davon aus eigenem Erleben zu skizzieren. Und in dem Maße, wie Erinnerungen wachgerufen wurden, brachten sich Freunde, Genossen, Kampfgefährten in Erinnerung.

Ein Tag wie jeder andere.

Doch er bringt ein freudiges Wiedersehen. Mit jenem Kommunisten in der blauen VP-Uniform des Jahres 1947, der mir erste Anstöße zum politischen Denken gegeben und auch das Interesse in mir geweckt hat, selbst zu den bewaffneten Organen zu gehen: Hans Schrimmer. In der ersten Folge dieser Serie habe ich über ihn geschrieben. Mehr als zweiunddreißig Jahre haben wir uns nicht gesehen. Nun ist er aus Frankfurt (Oder) gekommen und steht in der Tür meines Arbeitszimmers – älter geworden zwar und wegen eines Leidens längst aus dem aktiven Dienst ausgeschieden, aber unverwüstlich in seinem Humor und seinem Optimismus. Dabei hatte er schon 1947 Schweres hinter sich gehabt. Von den Nazis verfolgt, war er im Konzentrationslager gewesen. In den Wintermonaten des letzten Kriegsjahres konnte er entfliehen. Zerschunden und geschlagen, abgemagert bis auf Haut und Knochen, war es ihm auf nächtlichen Wegen abseits der Dörfer und Städte ge-

... ruft diese Erinnerung wach: Der 7.10.49, so wie Sie ihn schildern, setzte den i-Punkt auf mein politisches Leben. Ich gehörte zu denen, die anläßlich der Gründung der DDR um Aufnahme als Kandidat in die Partei der Arbeiterklasse baten...

Herbert Hintze

... wir sind uns besonders durch die "Kultur" nahegekommen. Erinnerst Du Dich noch an unser Kompaniefest? Ich selbst hatte in einer ziemlichen Klamotte einen "Diener Johann" zu spielen. Dafür hattest Du mir noch Deine Ziviljacke gegeben...

Rolf Baumann

... in der AR gab es früher "Das Foto für Sie", wovon ich ein ganzes Album habe. Zusammen mit Ihren Artikeln wurde dadurch meine eigene Dienstzeit wieder lebendig. Ich war bei den Pionieren ...

Uffz. d. R. Kurt Brocke

... die damaligen Bedingungen in Eggesin waren sehr hart. Aber sie wurden in Kauf genommen und auf Grund der Notwendigkeit als selbstverständlich betrachtet ...

Heinz Wycisk

... hilft mir die Serie, vieles besser zu verstehen. Auch die Militärpolitik, die bei uns betrieben wurde, kommt gut heraus. Traditionen aus jüngster Zeit werden lebendig. Darauf bauen wir auf und führen sie weiter ...

Gefreiter M. Adamski

... die deutsche Sprache habe ich an der Suworow-Schule in Moskau gelernt. Sie haben uns besucht und auch mit mir gesprochen. Dazu brauchten wir noch einen Dolmetscher. Jetzt bin ich Offizier der Sowjetarmee. Meine Genossen und ich lesen die "Armee-Rundschau" sehr gern. Der 30. Jahrestag der DDR ist auch für uns ein besonderes Ereignis ...

Leutnant K.I. Sawrenow

lungen, bis nach Hause zu kommen. Der Vater fand ihn eines Morgens in der Küche sitzend, vor Erschöpfung eingeschlafen. Und nun eine menschliche Tragik, die der Faschismus heraufbeschworen hatte: Durch den Judenstern öffentlich gebrandmarkt, in ständiger Angst vor der Gestapo lebend, das gefährdete Schicksal der anderen vier Kinder und seiner Frau vor Augen, ist der Vater nicht bereit, seinen Ältesten aufzunehmen und zu verstecken, ja, er weist ihm allzudeutlich die Tür. Hans, so erzählt er mir bei unserem Wiedersehen, fand Unterschlupf im Keller des Friseursalons Baumbach in Fredersdorf bei Berlin, nicht einmal zweihundert Meter von der elterlichen Wohnung entfernt. Am Tag der Befreiung holten ihn sowjetische Soldaten daraus hervor, zunächst nicht glaubend, einen Antifaschisten vor sich zu haben.

Ein gutes halbes Jahr brauchten die Ärzte, um ihn wieder auf die Beine zu bringen. Danach ging er nicht wieder in die Backstube zurück, aus der heraus ihn die Faschisten verhaftet hatten. Er wurde einer der ersten Volkspolizisten, um mitzuhelfen, die neue Ordnung aufzubauen und zu schützen, die er im Konzentrationslager ersehnt und für die er sich eingesetzt hatte. Ich kann es nur erahnen, was er am 7. Oktober 1949 empfunden hat, als dieses Neue sich staatlich organisierte. In der Wiedersehensfreude vergesse ich, ihn danach zu fragen . . .

Es ist für diese 17. und damit letzte Folge sozusagen ein aktuelles Kramen. Zunächst einmal in Briefen, die mich erreichten. Von Angehörigen meiner Generation, die das Ihre taten, um das Fundament für unser Heute zu legen. Alte Kontakte wurden so wieder aufgenommen, neue geknüpft. Briefe kamen aber auch von vielen jungen Lesern: Soldaten, zum Beispiel Gerd Hubrich (19) und Reinhard Giese (22), schrieben, wie sie im 30. Jahr der Deutschen Demokratischen Republik um hohe militärische Leistungen ringen, um Zeitgewinn beim Erfüllen und Unterbieten der Gefechtsnormen, um die Geschlossenheit in ihren Kampfkollektiven. Jungen wie Eckehard Martin (16) und Klaus-Dieter Pößke (17) berichteten, daß sie sich für einen militärischen Beruf entschieden haben, um als Offizier oder Unteroffizier mitzuhelfen, das in 30 Jahren DDR

„IM KLASSENBÜNDNIS UND IN WAFFENBRÜDERSCHAFT – AUF WACHT FÜR FRIEDEN UND SOZIALISMUS"
„W KLASOWYM SOJUSZU I BRATERSTWIE BRONI – NA STRAŻY POKOJU I SOCJALIZMU"
„В КЛАССОВОМ СОЮЗЕ И БРАТСТВЕ ПО ОРУЖИЮ – НА СТРАЖЕ МИРА И СОЦИАЛИЗМА"
„V TŘÍDNÍM SPOJENECTVÍ A BOJOVÉ DRUŽBĚ NA STRÁŽI MÍRU A SOCIALISMU"

TARCZA-76

TARCZA'76

FELDZEITUNG · GAZETA POLOWA · ПОЛЕВАЯ ГАЗЕТА · POLNÍ NOVINY · 2

GEMEINSAME ÜBUNG
DER VEREINTEN STREITKRÄFTE
DER TEILNEHMERSTAATEN
DES WARSCHAUER VERTRAGES

WSPÓLNE ĆWICZENIA
ZJEDNOCZONYCH SIŁ ZBROJNYCH
PAŃSTW UCZESTNIKÓW
UKŁADU WARSZAWSKIEGO

... beim Manöver "Waffenbrüderschaft" habe ich den Soldaten noch als Thälmann-Pionier zugewinkt. 1976 bei "Schild" in der Volksrepublik Polen war ich schon selbst dabei. Ich bewahre ein Exemplar der Feldzeitung auf ...

Feldwebel Jörg Kuhn

Errungene auch weiterhin zuverlässig zu schützen. Frauen und Mädchen, so etwa Vivian Klaas (20) und Heike Naumann (17), schilderten, wie sie ihren Männern und Freunden während der Armeezeit zur Seite stehen, ihnen Mut machen für die Bewältigung ihrer komplizierten militärischen Aufgaben. Was einem aus der Leserpost so in die Hand kommt, ist ein Spiegel dafür, daß Werden und Wachsen unserer Deutschen Demokratischen Republik, daß die große Leistungsschau des Sozialismus auf deutschem Boden, mit der wir ihren 30. Geburtstag begehen, das gemeinsame Werk der Alten und Jungen ist, mehrerer Generationen.

Vor mir liegen Schüleraufsätze. Sie wurden 1970 in der 8. Klasse einer Berliner Oberschule geschrieben, die heute den Namen M. W. Frunse trägt. Das Thema: „Unsere Soldaten und wir."

Für Rainer, so ist daraus zu lesen, stand schon fest: „Ich werde Soldat auf Zeit!" Als Grund gab er an, „daß der Schutz der DDR notwendig" sei. Reinhild pflichtete ihm durchaus bei, sah aber noch nicht richtig durch. Sie meinte, Soldaten auf Zeit wären „meistens hohe Offiziere oder Hauptmänner", die „im Notfall ein großes Schiff oder eine ganze Armee führen können". Die erste Sprosse der Reinhildschen Soldat-auf-Zeit-Leiter hat Rainer nach dreijährigem Studium an der Offiziershochschule inzwischen erklommen: Im August dieses Jahres wurde er Leutnant . . .

Gabi bewegten in ihrem Aufsatz gleichfalls Führungsprobleme. Während „unsere NVA unter der Führung der Arbeiterklasse und der SED kämpft", schrieb sie, steht die Bundeswehr der BRD unter dem Einfluß „von Nazioffizieren, Neofaschisten und Revanchisten". Eine direkte Beziehung zu unseren Soldaten allerdings hatte sie damals noch nicht. Anders heute, da ihr Ingolf Berufsunteroffizier bei der Volksmarine ist. Siehe unser Titelbild und das Interview „Zwei über sich" . . .

Und noch einer: Michael. Er bekannte 1970, daß er niemanden bei der Armee habe und deshalb „nicht viel über sie" wisse. Zu dieser Zeit war Reinhard sein bester Freund. Die beiden waren unzertrennlich, gingen zusammen durch dick und dünn. Michael im Schlepptau von Reinhard. Später lernten beide an der EOS. Dort erklärten sich alle Jungen der Klasse bereit, freiwillig länger in der Nationalen Volksarmee zu dienen – Reinhard an der Spitze, Michael ihm getreulich folgend. Jedoch, bei Reinhard waren es nur schöne Worte. Als es ernst wurde, kniff er. Michael hingegen, von dem oft gesagt worden war, er habe keine eigene Meinung, schwanke wie ein Rohr im Wind, bekenne sich nicht, dieser Michael hatte mit einem Mal doch einen Standpunkt. Einen ganz klaren: Er kündigte die Freundschaft auf. Und er stand zu seiner Verpflichtung. Inzwischen hat er seinen Dienst als Offizier auf Zeit schon hinter sich . . .

Damit sei der Schlußpunkt unter diese Beitragsfolge zum 30. Jahrestag unserer Deutschen Demokratischen Republik gesetzt. Nun feiern wir Geburtstag. Alle zusammen, die Jungen, die Älteren und die Alten. Mit dem Blick nach vorn, denn auf unseren Weg trifft zu, was sonst unter den Folgen dieser Serie stand: Wird fortgesetzt.

Paul Michaelis
Stop bei DHS-Start, Öl auf Leinwand

Dieses Gemälde von Paul Michaelis konnte ich mir im Frühjahr im Original ansehen, bevor es nach Moskau geschickt wurde. Dort zeigte der Verband Bildender Künstler der DDR eine Auswahl neuer Kunstwerke anläßlich der Tage der Freundschaft der Partnerstädte Moskau–Berlin. Zuerst stand ich dem Bild etwas hilflos gegenüber, weil kein Spezialist da war, um mir zu erklären, worum es da eigentlich geht. Je länger ich das Bild jedoch betrachtete, um so mehr nahm es mich gefangen. Als mir Genossen der „Armee-Rundschau" später die technischen Details erklärten, stellte ich fest, daß ich die Bezeichnungen vieler Dinge auf dem Bild zwar nicht kannte, ihr Sinn und ihre Funktion sich mir jedoch allein aus der Betrachtung des Bildes erschlossen hatten.

Was mich auf den ersten Blick an dem Bild beeindruckte, war die malerische Gestaltung des Himmels. Da ist nicht einfach eine blaue Wand mit weißen Wölkchen. Michaelis löst die Fläche prismenartig auf. Stark mit Weiß aufgehellte, zarteste hellblaue, grüne und gelbe Farbnuancen erzeugen ein fast gläsernes Funkeln und assoziieren die Kälte höherer atmosphärischer Schichten. Pfeilartige Formen durchschneiden die Luft, erinnernd an Vogelflug, Flugzeuge oder auch nur hohe Geschwindigkeit. Im oberen Bildteil modelliert der Maler mit den gleichen Kompositionselementen die Körper der schnellen MiGs. Darüber werden die Himmelsfarben dunkler und wärmer, violett, dunkelblau bis hin zum Schwarz. Diese schützende Dunkelheit wird nur durchbrochen von den graublau leuchtenden, mit großer Geschwindigkeit fliegenden Flugkörpern. Die gelb- und grüngestrichenen Flugzeugteile bilden einen scharfen Gegensatz zum Blau und Violett des Himmels.

Von den Flugzeugen führt eine Diagonale, Zeichen für den Auslenkstrahl des Sichtschirms einer Funkmeßstation, direkt zum Kopfhörer einer jungen Frau, deren Gesicht im Profil zu sehen ist. Sie zeichnet etwas auf einer Karte ein. Die Kontur hebt sich klar vom dunklen Untergrund ab und wird von einer roten Kreislinie betont, die den Kopf umschließt. Weitere Kreise nach außen hin schließen sich an. Sie kennzeichnen das von den Funkortern überwachte Gebiet. Ein Soldat steht vor der konzentriert arbeitenden Frau. Sein Gesicht ist dem Betrachter zugewandt. Auch er zeichnet Werte in einer Luftlagekarte ein. Da diese sich auf einer Piacrylwand befindet, kann man durch sie hindurch in sein Gesicht sehen. Psychische Anstrengung und äußerste Konzentration bringt der Maler zum Ausdruck, aber auch Ruhe und Selbstbeherrschung. Aktive rote Farbtöne betonen dieses kompositorische Zentrum des Bildes und verweisen zugleich auf den unmittelbaren ideellen Zusammenhang zwischen diesen beiden im Gefechtsstand arbeitenden Menschen, den im oberen Bildteil fliegenden MiGs und den im linken unteren Bildteil stehenden startbereiten Flugzeugen. Es wird deutlich, daß hier verschiedene Kettenglieder zusammenwirken, aufeinander angewiesen sind, also funktionieren müssen. Eines dieser Kettenglieder sind die Auswerter, die die ermittelten Werte aufnehmen und mitzeichnen. Von der Exaktheit ihrer Arbeit hängen Entscheidungen der Kommandeure ab, letztendlich die Sicherheit unseres Luftraumes.

Der Maler will mit diesem Werk künstlerisch die Bedeutung des Diensthabenden Systems sichtbar machen. Man kann sehen, welchen Stellenwert es hat, und man kann nachempfinden, welche hohen Anforderungen an Mensch und Technik damit gestellt sind.

Natürlich wird nicht jeder Betrachter sich dieses Bild auf dieselbe Art erschließen, wie ich das getan habe. Leider kann eine noch so gute Reproduktion auch nicht die gleiche Wirkung wie das Original erzeugen. Mich hat die Schönheit der malerischen Gestaltung des Himmels angezogen. Dadurch wurde ich aufgefordert, mir das Bild genauer anzusehen. Ein anderer stellt sich vielleicht zuerst die Frage, warum der Maler unterschiedliche Räume montiert hat. Oder das Gesicht des Mädchens gefällt ihm. Oder er überlegt, welche Tätigkeit der Soldat ausübt. Oder er versucht zu enträtseln, wie viele Flugzeuge da eigentlich fliegen oder, oder, oder . . . Wichtig für den „Einstieg" in ein Bild sind ästhetische Erlebnisse, Gefühle, provozierte Fragen. Dadurch wächst das Interesse, das Kunstwerk näher zu betrachten, es sich voll zu erschließen, es zu verstehen. Je mehr man entdeckt, je mehr man fühlt und erlebt, je größer kann die Freude an Kunstwerken werden.

Dr. Sabine Längert

STOP
bei DHS-Start

ZWEI über sich

Ein Gespräch mit dem Brautpaar unseres Titelbildes

SIE:
Gabriele Wehowsky
geborene Selig.
22 Jahre alt.
Gelernter
Wirtschaftskaufmann,
studierte
Binnenhandelsökonomin.

ER:
Maat Ingolf Wehowsky.
22 Jahre alt.
Gelernter
Elektromechaniker,
seit 1978
Berufsunteroffizier
der NVA.

Sie haben Ihren Mädchennamen Selig aufgegeben. Sind Sie es trotzdem?

Gabi: Ja, im wahrsten Sinne des Wortes.

Was hat denn der Ingolf an sich, daß er das bewirken konnte und Ihnen so gut gefällt?

Gabi: Hach, 'ne schwierige Frage. Ingolf hat sie mir auch schon gestellt. Ich hab' immer gesagt, das kann man nicht so in einem beantworten. Man kann doch einen Menschen nicht so zerpflücken! Für mich ist es eben, ich verstehe mich gut mit ihm und hab' ihn sehr gern. Er hat einen guten Charakter. Und um meine Eitelkeit zu befriedigen, er sieht auch schmuck aus. Vor allem in Matrosenuniform. Mir gefällt eben der Mensch. Na klar, er hat auch seine Fehler.

Und was geht Ihnen da auf den Geist?

Gabi: Seine Sturheit manchmal. Vor allen Dingen, weil er genau weiß, daß er mich damit auf die Palme bringen kann.

Gleiche Frage an Sie, Ingolf!

Ingolf: Zuerst mal finde ich an der Lütten so gut, daß sie ehrlich ist. Ihr Charakter insgesamt gefällt mir, ihre ganze Persönlichkeit. Daß sie weiß, was sie will. Und natürlich auch, daß sie in meinem militärischen Beruf zu mir steht. Außerdem ist sie hübsch.

Wo setzt Ihre Kritik an?

Ingolf: Sie treibt nicht gern Sport. Manchmal macht mich das bald rasend.

Seit wann kennen Sie sich eigentlich?

Gabi: Im Grunde seit der Schulzeit.

Und näher?

Ingolf: Seit dem 8. Oktober 1976.

So genau läßt sich das datieren?

Ingolf: Es war drei Tage vor ihrem Geburtstag. Dazu hat sie mich eingeladen. Und das war sozusagen der Sprung in eine neue Qualität unserer Beziehungen.

Wie kam es dazu?

Gabi: Eine große Rolle hat gespielt, daß wir zusammen in einem Jugendklub waren. Und zwar im Jugendklub „Fritz Schmenkel" in Berlin-Baumschulenweg. Ich war dort Vorsitzende des FDJ-Aktivs. Ingolf kam dann von der FDJ-Ordnungsgruppe der Elektroapparatewerke Treptow zu uns und wurde Leiter unserer Ordnungsgruppe.

Und warum hat besonders die gemeinsame Jugendklubarbeit eine große Rolle für Ihr Kennenlernen gespielt?

Gabi: Ich find's gut, daß wir uns gerade da näher kennengelernt haben. Es gab ja viele Veranstaltungen mit den vielfältigsten Themen, also nicht nur Disko. Da hab' ich eben gesehen und erlebt, wie Ingolf mitdiskutiert, wie er seine Meinung vertreten hat. Man lernt dabei den Menschen besser kennen. Auch als wir noch nicht zusammen gingen, waren wir gute Freunde. Und wie gesagt, ich hab' schon viel über ihn gewußt. Über seine Einstellung zum Leben, zur Arbeit im Klub, zu den anderen Jugendlichen und auch zu der Verantwortung, die er als Leiter der Ordnungsgruppe hatte.

Auch über seine militärischen Berufspläne?

Gabi: Ja. Er hat ja oft darüber gesprochen.

Hat Sie das schwer beschäftigt?

Gabi: Natürlich ist das nicht ohne Nachdenken und Überlegen abgegangen. Damals, als ich überlegte, ob ich ihn zum Geburtstag einlade, habe ich genau gewußt: Jetzt mußt du dir klar werden, machst du's oder machst du's nicht. Du weißt, daß er für viele Jahre zur Armee geht und mußt dich entscheiden. Hast du ihn so gern, daß dir das nichts ausmacht? Die Antwort hab' ich dann gegeben, indem ich ihn zum Geburtstag eingeladen habe.

Die Armee hat also eine zentrale Rolle in Ihren Gesprächen und Überlegungen gespielt?

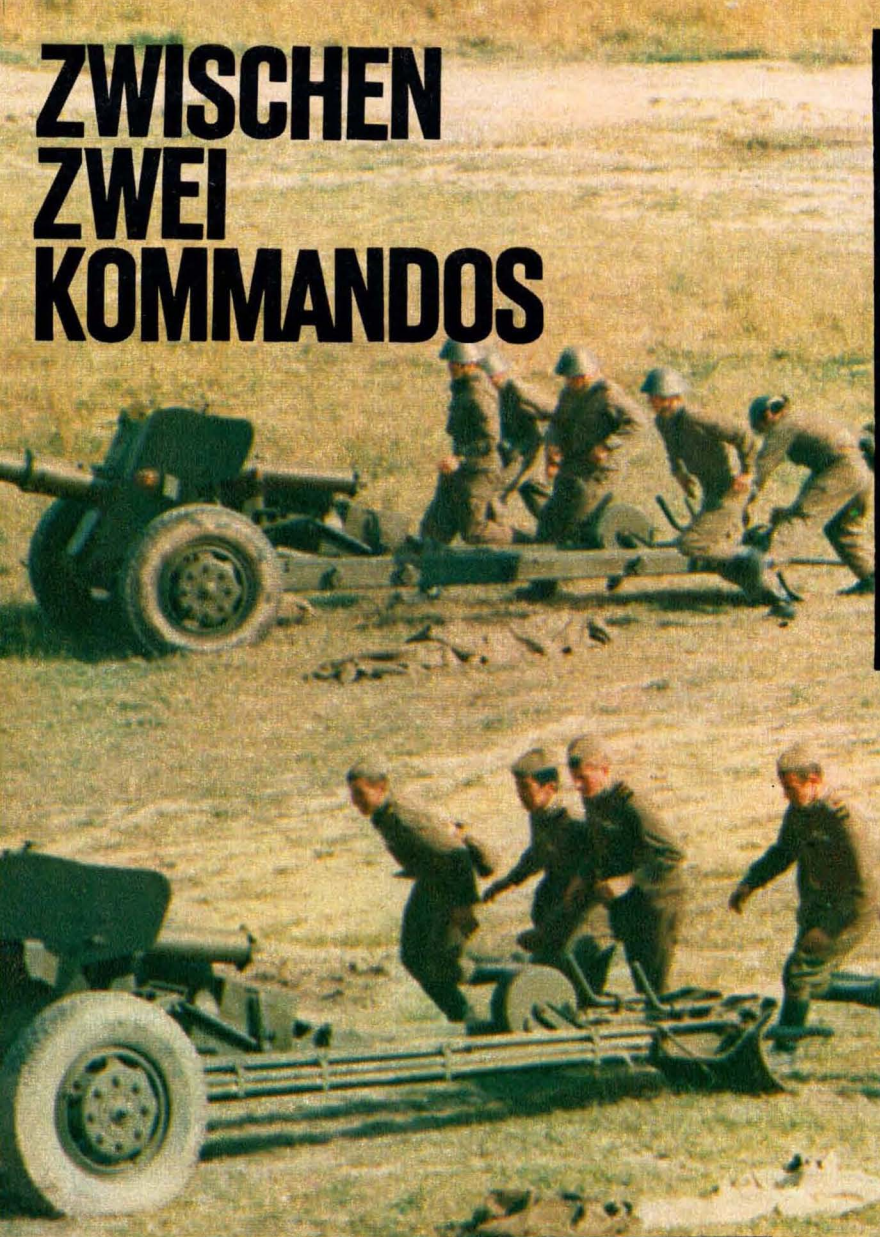
Ingolf: Wir haben oft genug darüber gesprochen. Schließlich, ich würde ja weit weg sein von Berlin. Wir sahen viel Schweres auf uns zukommen, schwerer, als es heute in der Praxis ist. Ich meine, Probleme haben wir zwar auch, aber wer hat die nicht? Ich kann sagen, wir haben uns beide gut darauf vorbereitet. Und das muß wirklich sein. Das Mädel oder die Frau muß wirklich wissen, was auf sie zukommt.

Die Zeit füreinander ist ja nun durch die Entfernung Berlins von der Küste knapper geworden!

Gabi: Das sind wir schon vom Jugendklub her gewöhnt. Bevor wir miteinander verheiratet waren, waren wir es ja mit dem Klub. Ingolf hatte seine Aufgaben und ich meine. Wir sind

Fortsetzung auf Seite 52

ZWISCHEN ZWEI KOMMANDOS



Bei einem Leistungsvergleich zwischen den Panzerjägern des Truppenteils Helmuth und ihren sowjetischen Partnern trafen wir auf einen bemerkenswerten Mann: Major Gennadi Sacharenko. 37 Jahre alt.

ZWISCHEN ZWEI KOMMANDOS stillte er halbwegs unsere Neugier, gab Auskunft über sich, hielt mit seinen Gedanken über die engen Beziehungen des von ihm geführten Truppenteils zu den Waffenbrüdern nicht hinterm Berge und berichtete über ein interessantes, von ihm verfaßtes Papier.

Nein, Genossen, was Sie heute hier alles zu sehen bekommen, ist keine einmalige Sache. Solche gemeinsamen Überprüfungen unseres militärischen Könnens hat es schon öfter gegeben, und ich bin sicher, daß wir auf diese Weise auch in Zukunft zusammentreffen werden. Das heißt nicht, daß diese Leistungsvergleiche für meine Soldaten keinen Reiz mehr hätten. Sie brauchen ja nur in die Gesichter der Soldaten zu blicken. Diese angespannten Mienen, der Wille, die Normen zu unterbieten. Jeder möchte schneller sein als der Kontrahent. Wer die Besseren sind? Ach, wissen Sie, das ist für mich nicht die entscheidende Frage. Natürlich gibt es in den einzelnen Normüberprüfungen Sieger. Mal sind es meine Bedienungen, mal unsere Freunde. In den Einzelnormen zum Beispiel haben meine Soldaten meist die Nase etwas weiter vorn, in der Geschlossenheit dagegen sehe ich ein kleines Plus für die Genossen der NVA. Beim Stellungswechsel haben sie heute meine Jungs überflügelt, dafür aber ein paar Fehler mehr gemacht. Die Soldaten jedenfalls freuen sich über jeden Sieg, das ist verständlich. Aber wie gesagt, im Grunde ist das zweitrangig, zumal beide Seiten alle Normen durchweg mit der Note 1 ablegen. Viel wichtiger erscheint mir jedoch die Tatsache, daß sich Soldaten unserer beiden Armeen persönlich kennenlernen und sich im militärischen Wettstreit gegenseitig zu bestmöglichen Leistungen anspornen.

Andere Beispiele der Waffenbrüderschaft? Können Sie haben. Nehmen wir die Probleme mit dem MT-LB, dem neuen Gleiskettentransporter für unsere Panzerabwehrkanonen. Als die im Truppenteil Helmuth eingeführt wurden, standen die Fahrer, die fast alle vom Panzer auf dieses Fahrzeug umgestiegen waren, ohne jede Erfahrung da. Für uns gab es in dieser Situation kein Zögern. Unsere Fahrer setzten sich neben ihre deutschen Genossen und halfen ihnen, die neue Technik schnell zu meistern. Später, als dann die deutschen MT-LB-Fahrer schon routinierter waren, tauschten wir bei gegenseitigen Besuchen bereits verschiedene Kniffe aus. Und jetzt sind sie so weit, daß sie Verbesserungsvorschläge unterbreiten, zum Beispiel über die günstigste Beladungsvariante, die uns natürlich wiederum sehr interessiert. Sehen Sie, auch das verstehe ich unter praktischer, erlebter Waffenbrüderschaft. Keiner von uns wird ja als Internationalist geboren, und deshalb sind solche unmittelbaren Kontakte der Soldaten, wie sie auch heute wieder geschlossen werden, nötig. Eine notwendige Ergänzung, so meine ich, des theoretischen Verstehens für die Waffenbrüderschaft unserer beiden Armeen.

Wie meine eigene Entwicklung in dieser Hinsicht verlaufen ist? Nun, das Waffenbündnis der Armeen der Staaten des Warschauer Vertrages war mir schon als Junge selbstverständlich, als Suworow-Schüler. Denn an der Kadettenschule, die ich von 1953 bis 1961 besuchte, wurde ich im Geiste des Internationalismus erzogen. Das verstärkte sich noch während meines Studiums an der Artillerie-Offiziersschule in Leningrad. Freilich nur in der Theorie. Meine Versetzung zur Gruppe der sowjetischen Streitkräfte in Deutschland gab mir endlich die Gelegenheit, die Grundsätze der Waffenbrüderschaft praktisch zu erproben. Und das habe ich im Verein mit meinen Soldaten in all den Jahren weidlich ausgenutzt. So weidlich, daß ich während meines Fernstudiums an einer Leningrader Militärakademie eine umfangreiche Arbeit zum Thema „Die Waffenbrüderschaft mit der DDR – eine Herzenssache" schreiben konnte. Ich hatte die Wahl zwischen mehreren Themen, aber ich entschied mich sofort für dieses, zumal es das erste dieser Art an der Lehranstalt war.

Der Inhalt? Der Ausgangspunkt war ein Leistungsvergleich wie der heutige. Ich habe das schnelle Herstellen der Feuerbereitschaft an den Geschützen analysiert, das Befolgen der Feuerkommandos, das taktische Verhalten der Bedienungen, die Kontrolltätigkeit der Geschützführer, bewies den Zuwachs an militärischen Fertigkeiten auf beiden Seiten, fügte andere Informationen über den Kampf beider Truppenteile um eine ständig hohe Gefechtsbereitschaft hinzu, vergaß nicht die vielen persönlichen Verbindungen zwischen den deutschen und sowjetischen Offizieren. Übrigens, bei der sich dem Leistungsvergleich anschließenden taktischen Übung mit Gefechtsschießen erreichten beide Truppenteile die Note „sehr gut".

Und noch etwas. Sehen Sie, die meisten unserer Soldaten sind zum ersten Mal Hunderte Kilometer von der Heimat entfernt. Die wenigsten erhalten während ihres zweijährigen Dienstes Urlaub. Das wirft natürlich Probleme auf. Verständlich. Und deshalb sind Treffen, wie das heutige, so wichtig. Unsere Soldaten lernen die DDR kennen, ihre Bürger und deren Probleme. Glauben Sie mir, das hilft einiges zu lösen, erleichtert in gewisser Beziehung den Dienst. Und aus alledem habe ich eben in meiner Arbeit die entsprechenden Schlußfolgerungen gezogen. Meine Soldaten, das kann ich mit ruhigem Gewissen sagen, werden jedenfalls als überzeugte Internationalisten in ihre Heimat zurückkehren. Nebenbei gesagt: meine Töchter auch. Natascha, die jüngere, ist ja schließlich hier in der DDR geboren.

Zufrieden? Ja? Das freut mich. Aber jetzt entschuldigen Sie mich bitte – ich glaube meine Jungs brauchen mich wieder.

Aufgeschrieben von Gisela Reimer
Fotografiert von Oberstleutnant Ernst Gebauer

ZWISCHEN ZWEI KOMMANDOS

Drei Momente...

...bannte der Fotograf auf seinen Film:

Das Kommando „Gas!"

Den Marsch unter der Schutzmaske

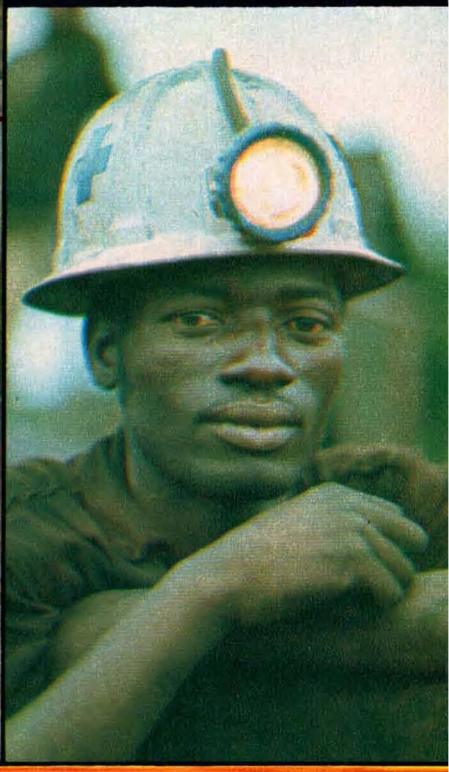
Die Entwarnung.

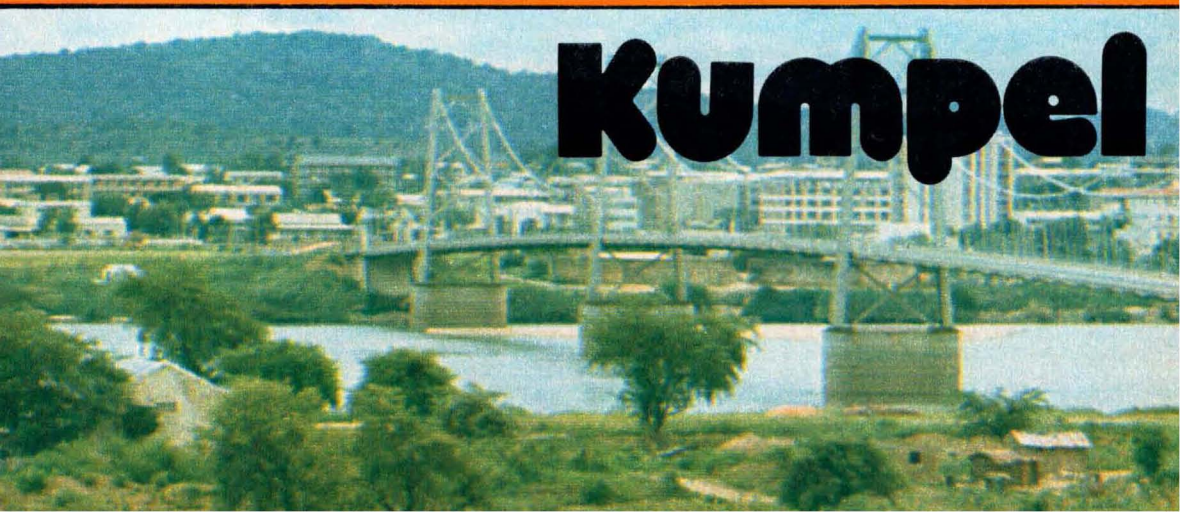
Was er nicht auf dem Film festhalten konnte, ist dies: Hinter den Soldaten liegen anderthalb Stunden intensiven körperlichen Einsatzes. Krafttraining, 1 000-m-Lauf, vier Kilometer Eilmarsch. Jetzt traben sie sechs Kilometer unter der Schutzmaske. Fünf weitere Kilometer im Eiltempo stehen vor ihnen. In der Kaserne angekommen, werden sie fünf Minuten verschnaufen, dann wieder antreten und gemeinsam die Sturmbahn überwinden. Zweihundert Meter über und durch Hindernisse, zweihundert Meter zurück wiederum unter der Schutzmaske. Bis an die Leistungsgrenze werden die Männer belastet. Der Name für diese halbjährlich stattfindende, ungewöhnliche Bewährungsprobe: Härtekomplex.

H. S.

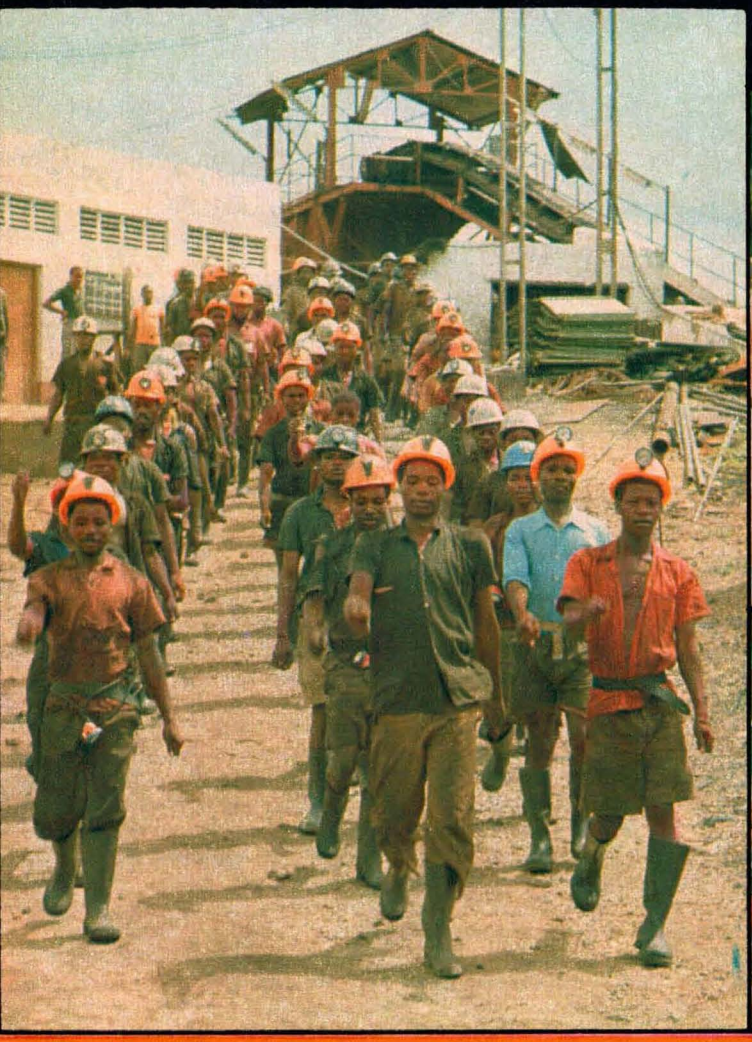
Fotos: M. Uhlenhut

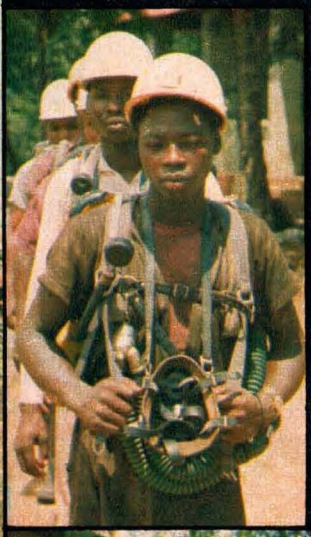
Vom schwarzen Gold im Tal des Sambesi, von moçambiquanischen Bergleuten und ihren in der jungen afrikanischen Volksrepublik arbeitenden Kollegen aus unserer Republik und von den Gefahren, die sie bei ihrer gemeinsamen Arbeit in einem bevorzugten Zielgebiet der rhodesischen Luftpiraten zu bestehen haben, berichten Hans-Dieter Bräuer (Text) und Werner Schulze (Bild)



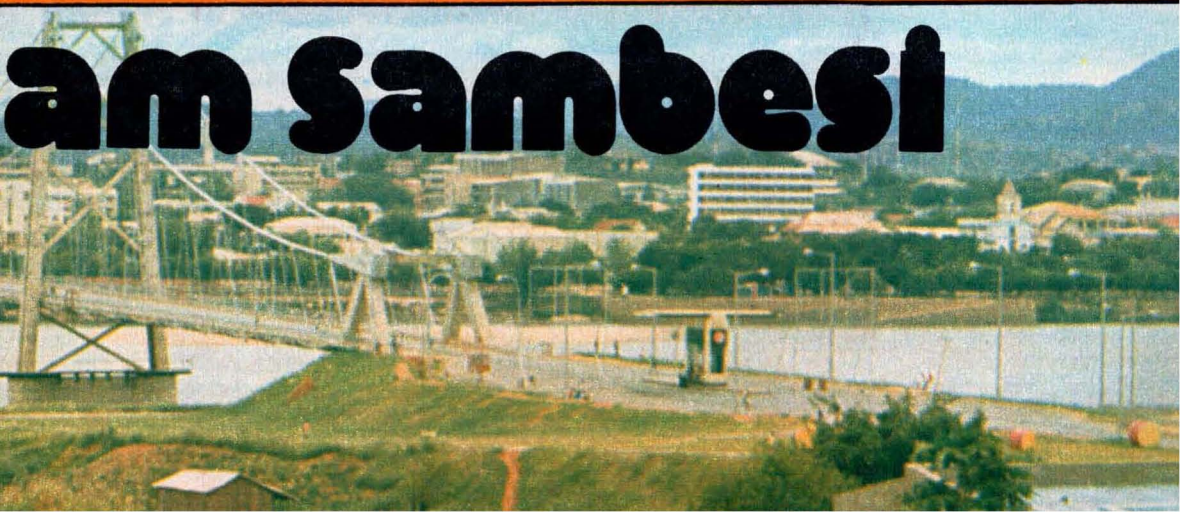


Kumpel





am Sambesi



„Als die Flugzeuge da waren, rannten alle entsetzt durcheinander. Die Frauen kreischten vor Angst, die Kinder weinten und wimmerten, und auch die Männer wußten anfangs nicht, wohin. Manche verkrochen sich in ihren Häusern, andere warfen sich einfach auf die Erde. Die meisten aber verbargen sich im Busch. Hauptsache, man war weit weg von der Siedlung und den Gruben."

Paulino Kachawi erinnert sich genau an den 8. Dezember 1978. Damals griffen die Mordpiloten der rhodesischen Rassisten zum erstenmal Moatize an. Die kleine Bergarbeiterstadt, in einer Viertelstunde Autofahrt von der im Sambesital gelegenen Provinzhauptstadt Tete erreichbar, liegt mehr als 100 Kilometer von der Grenze zu Rhodesien entfernt. Außer einem kleinen Camp der moçambiquanischen Volksarmee gibt es hier keine militärischen Objekte.

„Die Maschinen flogen ganz tief", erzählt uns der 24jährige Bergarbeiter Kachawi. „Es waren, glaube ich, Mirages. Sechs Stück habe ich gesehen. Das Heulen und Pfeifen war schrecklich. Dann krachten die ersten Einschläge. Bomben und Raketen zerfetzten mehrere Häuser. Und schließlich haben die Rassisten mit ihren Bord-MGs Jagd auf uns gemacht. Es hat 18 Tote und viele Verwundete gegeben an jenem Tag. Ja, so war es, und als sich die Angriffe wiederholten, dachten viele von uns nicht mehr an die Arbeit. Sie verkrochen sich im Busch."

Paulino Kachawi war damals einer der ersten in Moatize, der seine Angst besiegte. Er versuchte, seine Kollegen zu beruhigen. Doch das war nicht leicht. Genaugenommen gab es keinen Schutz vor den Luftpiraten. In Moatize stand keine Flak. Um Bunker zu bauen, fehlten Fachleute, Baumaterial, Maschinen. Aber es gab ein wirksames Argument.

„Unser Land hat die Freiheit erkämpft. Das hat viel Blut gekostet", hat Paulino Kachawi gesagt, „sollen wir nun wieder in die Knie gehen, diesmal vor den Rassisten in Rhodesien? Außerdem haben wir unsere Gruben. Dagegen kann keine Bombe und keine Rakete etwas ausrichten. Was sollen die Bauern auf den Feldern sagen, wenn sie angegriffen werden? Die Bergarbeiter von Moatize fuhren wieder ein. Es wurde wieder Kohle gefördert, für die Wärmekraftwerke Moçambiques. Und auch für den devisenbringenden Export. Die Steinkohle von Moatize ist von guter Qualität, eignet sich hervorragend zum Verkoken. Sie wird deshalb nicht nur ins benachbarte Malawi verkauft, sondern auch in so ferne Länder wie Japan und die KDVR, Rumänien und die DDR.

★

Die Kohlekumpel von Moatize sind gewiß keine Feiglinge. Aber die Bedingungen, unter denen sie in der Kolonialzeit arbeiten mußten, hatten ihr Selbstbewußtsein zurückgedrängt. Das stolze Wort „Ich bin Bergmann, wer ist mehr?" das galt hier nicht.

Von Hunger getrieben – was brachten schon ihre winzigen Äcker – waren die Bauern aus der Umgebung der Kohlestadt in die Gruben eingefahren. Als Arbeiter verdienten sie ein bißchen Geld. Doch um welchen

Preis! Sie wurden ohne jede Ausbildung vor Ort gejagt. Die Gruben waren zudem äußerst mangelhaft ausgerüstet. Und als die portugiesischen, südafrikanischen und belgischen Bosse der ehemaligen Companhia Carbonifera de Moçambique, der berüchtigten CCM, zu ahnen begannen, daß sich mit den wachsenden Erfolgen der FRELIMO-Partisanen auch das Ende ihrer Profite abzeichnete, ließen sie die ohnehin unzureichenden Sicherheitssysteme völlig verkommen. Die Wetterführung brach zusammen. Das defekte Stromnetz konnte ständig den einen Funken erzeugen, der sofort das überall lauernde Methan zur Explosion bringen würde. Die Luft in den Stollen war mit Myriaden von winzigen Kohleteilchen durchsetzt, die den Blick trübten, das Atmen erschwerten und – was das schlimmste war – jeden Augenblick zu einer Kohlenstaubexplosion führen konnten.
Doch die Arbeiter fuhren ein, weil ihnen nichts anderes übrigblieb.
Dann kam es zur Katastrophe.

Moçambique war schon frei, als das geschah. Die Ingenieure der CCM-Chefs hatten den Raubbau auf die Spitze getrieben. Nach uns die Sintflut, war ihr Motto. Schlagwetter- und Kohlenstaubexplosionen in den Gruben Chipanga III und Chipanga VI kosteten insgesamt mehr als 200 afrikanischen Bergleuten das Leben.
Kein Bergmann wollte mehr einfahren. Die enteigneten Minenbosse im Ausland frohlockten. Doch nicht lange.
Nach umfangreichen Aufräumungs- und Rekonstruktionsmaßnahmen der Minen von Carbomoc – so hieß der Bergwerksbetrieb nun – wurde wieder Kohle gefördert. Kohle zum Nutzen des jungen Staates.
Sollten nun, so hatte Paulino Kachawi gedacht, rhodesische Bomben und Raketen den gleichen Effekt haben wie die Katastrophe?
Das durfte nicht sein.

★

Unter denen, die die Terrorangriffe der rhodesischen Luftgangster miterlebt haben, sind nicht wenige Bergleute aus unserer Republik. Zu den heute rund 50 in Moatize arbeitenden Spezialisten aus der DDR zählen Ingenieure und Steiger, Bergbauökonomen und Markscheider, Hauer, Schlosser und Elektriker. Viele der Kumpel haben fast ihr ganzes bisheriges Leben in den ehemaligen Steinkohlegruben von Zwickau und Oelsnitz gearbeitet.
Ingenieur Rolf Bretschneider, der bis 1975 in Zwickau war und heute bei Carbomoc Produktionsleiter ist, erzählt: „Als unsere Steinkohle erschöpft war, ist für mich keine Welt zusammengebrochen. Ich wußte, daß dieser Tag kommt. Aber ein bißchen traurig war ich doch, und von der Kohle konnte ich nach 25 Grubenjahren nicht mehr lassen. So bin ich nach Welzow in die Braunkohle gegangen. Aber als ich dann hörte, Moçambique braucht unsere Hilfe, war ich sofort dabei." Der erfahrene Endvierziger gehört zu den DDR-Fachleuten, die als erste nach Moatize kamen.
„Was wir damals auf Chipanga III gesehen haben, das mußte für die moçambiquanischen Kumpel, die ja eigentlich immer noch mehr Bauern als Bergleute waren, tatsächlich ein Bild des Grauens ge-

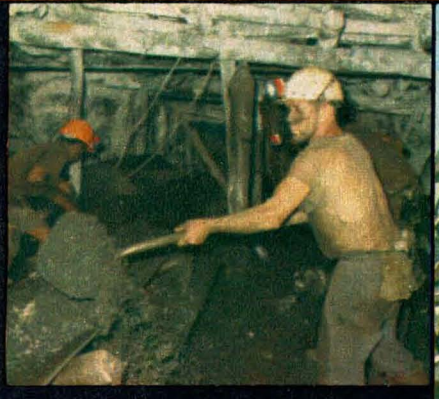
wesen sein. Als wir nach dem Leerpumpen der infolge der Explosion abgesoffenen Grube in die Stollen vordrangen und die Leichen bargen . . . – das war wirklich selbst für erfahrene, hartgesottene Bergleute eine schlimme Arbeit."
Doch die Arbeit mußte getan werden. Und sie wurde gründlich getan. Die Grube Chipanga III ist heute vollkommen neu ausgebaut worden. Sicherheitsvorkehrungen entsprechen denen in hochentwickelten Industriestaaten. Zum erstenmal gibt es in Moatize eine Grubenwehr. Zu ihren besten Leuten zählt übrigens Paulino Kachawi.

★

Vor dem kleinen Förderturm, der die Laufbänder betreibt, die das schwarze Gold heraufbringen – das Flöz liegt nicht tief, der tiefste Punkt befindet sich nur 180 Meter unter der Erdoberfläche –, ist die Nachmittagsschicht angetreten. Fast militärisch exakt ausgerichtet, nehmen die Kumpel für einige Augenblicke Haltung an, um dann in geordneter Kolonne zum Schachteingang zu marschieren. „Dieses für uns ungewohnte Zeremoniell ist Ausdruck des neu entstandenen Stolzes der moçambiquanischen Bergarbeiter auf ihren Beruf", sagt Dr.-Ing. Thomas Klemm. Der 39jährige Montanexperte, der in Freiberg Bergbautechnologie studiert hat, arbeitet bei Carbomoc als Direktor für Produktion und Technik und ist zugleich erster Stellvertreter des moçambiquanischen Generaldirektors.
„Die Arbeiter haben auch keine Furcht mehr, und wenn die Jagdbomber aus Rhodesien kommen, reißen manche heute schon Witze."
Für mich ist es der erste Gang unter Tage. Ich schwitze, stolpere ständig über irgend etwas, stoße mich an Ausbaustreben, habe mit mir selber zu tun. Um so besser versteht mein Kollege, der Fotograf Werner Schulze, was uns Dr. Klemm erläutert. Er, der früher selbst einmal im Bergbau gearbeitet hat und auch als Bildreporter schon in vielen Bergwerken war, ist des Lobes voll über die funktionssichere Elektrik und die wirksame Wetterführung. Und als er dann gar die Erlaubnis bekommt – übrigens als erster Journalist – sein Blitzlicht zu benutzen, weiß er genau: Grube Chipanga III ist nach menschlichem Ermessen sicher.
Moatize ist ein Musterbeispiel der freundschaftlichen, für beide Seiten nützlichen Zusammenarbeit zwischen der DDR und der jungen afrikanischen Volksrepublik, einer Zusammenarbeit, die sich insbesondere nach dem Besuch Erich Honeckers in Moçambique von Tag zu Tag festigt und vertieft.

★

Knallgelbe Bulldozer verteilen Moatizes Kohle auf weiträumige Halden. Das schwarze Gold ist bereits durch die Aufbereitung gegangen; kein Stück ist größer als elf Millimeter im Durchmesser: es ist Kokskohle für den Export.
Doch warum liegt die Kohle auf Halde? Warum bleiben die Waggons auf dem Grubenbahnhof leer? Warum fährt nur ein Kohlezug am Tag nach der Hafenstadt Beira?
Auch nebenan türmen sich blauschwarze Berge. Dort liegen die großen Brocken, bestimmt für Moçambiques Kraftwerke. Auch diese Kohle wird dringend benötigt. Doch auch sie verläßt nur in geringen Mengen das Revier.
Rhodesiens Rassisten haben nicht verhindern können, daß Kohle gefördert wird. Doch daß die Kohle gegenwärtig nur



schleppend abtransportiert werden kann, das ist ihr Werk. Etwa 250 Bahnkilometer von Moatize entfernt liegt Mutarara. Der kleine Ort ist nur auf großen Karten eingezeichnet. Es gibt hier nichts von Bedeutung außer dem Viadukt über den Sambesi. Über diese Brücke muß die Kohle aus Moatize. Das wußten auch die Strategen in Salisbury. Und so bekam eine Diversantengruppe, bestehend aus weißen Söldnern und geflüchteten moçambiquanischen Verrätern, einen Sonderauftrag. Mit Hubschraubern flogen sie weit ins moçambiquanische Hinterland. Ihr Ziel war die Brücke über den Sambesi. Mit ihren MPis ermordeten die Söldner die Wache, dann legten sie Sprengladungen. Die Brücke flog in die Luft. Der Kohle war der Weg zum Meer versperrt. Zwar dauerte es nicht lange, bis Pioniereinheiten der Volksarmee eine Behelfsbrücke gebaut hatten, doch sie ist nicht stabil genug, die Tausende von Tonnen schweren Kohlezüge zu tragen. Immer nur ein Waggon kann die schwankende Konstruktion passieren. So werden die Waggons einzeln über die Brücke geschoben und am anderen Ufer neu zusammengestellt. Eine solche Operation dauert viele Stunden. Deshalb kann nur ein Zug am Tag Moatize verlassen. Und eine tragkräftige Brücke mitten im Busch zu bauen, weit von jeder großen Stadt entfernt, ist in einem Land, das jahrhundertelang unter kolonialer Ausbeutung zu leiden hatte, kein kleines Problem.

Als wir dies hören, begreifen wir erst richtig die Wahrheit dessen, was uns in der Hauptstadt Maputo ein Genosse des Informationsministeriums gesagt hatte: „Bei allem, was ihr seht und erlebt, denkt bitte daran: Wir befinden uns faktisch im Kriegszustand."

★

In der Provinzredaktion Tete der „Noticias", der größten Tageszeitung des Landes, gibt uns der leitende Redakteur die neueste Ausgabe des Bulletins der moçambiquanischen Nachrichtenagentur AIM. Wir blättern darin, überfliegen die Meldungen von außenpolitischen Aktivitäten der Volksrepublik, von wirtschaftlichen Erfolgen, von Problemen und Schwierigkeiten. Dann bleiben unsere Blicke an einer Überschrift hängen: „Eskalation der rhodesischen Aggression". Es folgt eine lange Aufzählung von Terror- und Sabotageakten der Rassisten. Ein großer Teil der Informationen bezieht sich auf die Provinz Tete, in der Moatize liegt. Nun verstehen wir auch, warum uns die moçambiquanischen Genossen anfangs nicht nach Tete fliegen lassen wollten, und warum wir ein besonderes Erlaubnisschreiben dafür brauchten. Als wir am nächsten Tag wieder nach Moatize fahren, begegnen wir unterwegs einer Kolonne Militärfahrzeuge, und im Busch versteckt sehen wir gutgetarnte Panzer. Unterstützt von den Ländern der sozialistischen Staatengemeinschaft, vor allem der Sowjetunion, ist die Volksrepublik Moçambique dabei, aus der erfolgreichen Partisanenstreitmacht von gestern eine schlagkräftige reguläre Armee zu formieren. Solange noch imperialistische Bastionen im Süden Afrikas den Frieden bedrohen, ist das eine der wichtigsten Aufgaben des jungen Staates, eine Aufgabe, die untrennbar mit dem nationalen Aufbau verbunden ist. Auch dabei geht es nicht zuletzt um Kohle aus Moatize.

Selbstbehandlung

Schon über zwei Jahrzehnte ist das her: Ich war noch Kursant an der Unteroffiziersschule für „Mittleres Militärisches Med.-Personal", MMM abgekürzt. In Schwerin fand die Dynamospartakiade statt. Dr. Wende hatte mich den Boxern zugeteilt. Meinte wohl, an denen geht nicht so schnell etwas kaputt. Während der Vorrunde war es. Da droschen zwei Halbschwere mächtig aufeinander los, und zum Schluß hatte der aus Forst gegen den aus Plauen gewonnen. Aber der Forster sah nicht viel besser aus als sein Gegner. Nach den Kämpfen schickte mich Dr. Wende ins Quartier der Boxer, um noch einen Blick auf Verlierer wie Sieger zu werfen, vor allem zu kontrollieren, ob die Verletzten auch die ärztlichen Verordnungen befolgten; die mit einer Schutzsperre belegten sollten sogar in den Betten anzutreffen sein.

Ich schnallte also das Koppel um, setzte das Käppi gerade, griff die Sanitasche und setzte mich in Bewegung. Es war schnell kontrolliert, ob die Gesperrten brav das Bett hüteten – Ausgang gab es sowieso erst um sieben. Auch sonst schien alles in Ordnung zu sein. Da gewahrte ich ein Schild mit der Aufschrift „BSG Dyn. Fo Lau". Keine andere Tür zierte etwas ähnliches. Gerade verschwand ein kleiner Dicker im Trainingsanzug in der Tür. „Fo Lau"? Da dämmerte es! Forst Lausitz. Mir fiel der Sieger aus der Vorrunde ein. Schauste mal nach! Der kleine Dicke rannte zwischen den Betten umher, in der Hand ein großes Stück Pergamentpapier. Ich fragte jemand nach den Boxern. Eine Daumenbewegung – aha, da hinten. Tatsächlich, da lag ein Baumlanger auf dem Bett, und der kleine Dicke wieselte um ihn herum. Der Trainingsanzug spannte über seinem Kullerbauch. Haare hatte er auch wenig auf dem Kopf. Einen schütteren Kranz um eine spiegelnde Glatze, zwei Schneezäune mitten drübergezogen.

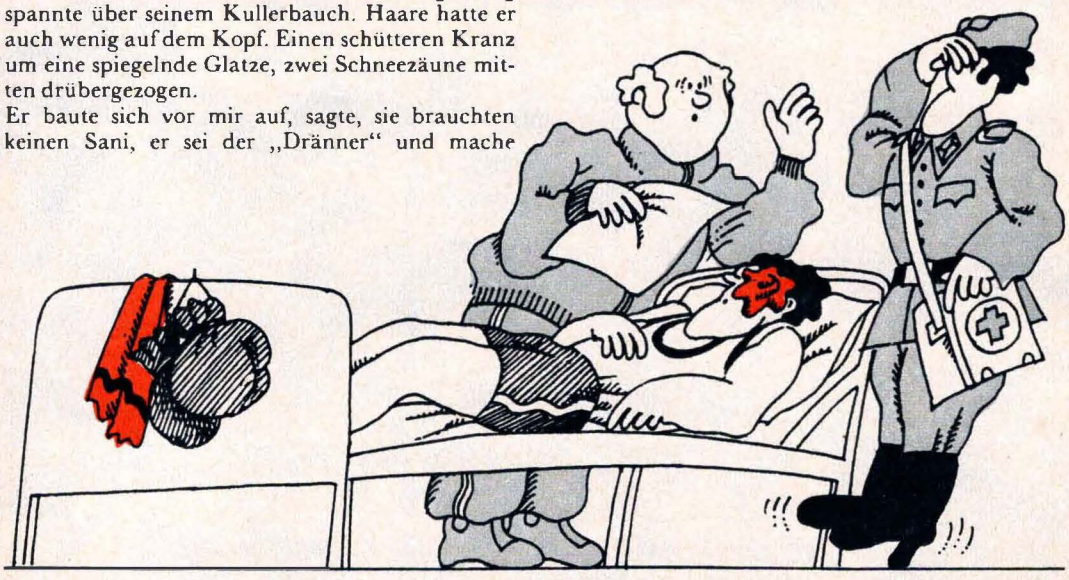
Er baute sich vor mir auf, sagte, sie brauchten keinen Sani, er sei der „Dränner" und mache sowas selber. Dabei wedelte er mir dauernd mit dem Pergamentpapier vor dem Gesicht herum. Ich konnte aber über seine Glatze hinweg auf den Baumlangen im Bett sehen. Nanu? Unser Sieger vom Nachmittag! Und was hat er denn da über dem Auge? Einen dreckigen rötlichen Lappen? Ich schob den „Dränner" beiseite, was gar nicht so einfach war, und besah mir den Helden. Er blinzelte mühsam aus verquollenem Auge – auf dem anderen – ich traute den meinigen kaum – lagen eine dicke Schicht Hackepeter und ein aufgeschlagenes rohes Ei!

Der „Dränner" versuchte mich wegzudrängeln, er mache immer alles selber, er brauche keinen Sani, und von wegen sperren, das sei ja lachhaft, der Mann habe sich heute nur geschont, um morgen durch k. o. in der ersten Runde zu siegen, jawoll, und was ich da mache! Ich entfernte vorsichtig Hackepeter und Ei. Darunter waren ein tiefdunkelviolettes „Veilchen", eine Rißwunde in der Braue, ein Bluterguß am Jochbein.

Ehe ich den Patienten transportfertig für das Krankenhaus machte, konnte ich mir die Frage an den „Dränner" nicht verkneifen, warum er den „Strammen Max" ohne Zwiebeln und Pfeffer angerührt habe und sich so aller Wirkungen beraube. Ihm blieb der Mund offen.

Es gibt eben Trainer und „Dränner", was wohl so etwas wie Träne(r) bedeuten mochte. Aber wie gesagt: Dies geschah vor über zwei Jahrzehnten.

Reinhard Kunz Trüben



Ungeahnte Wirkung

Es war zu der Zeit, da der Gegend um Boxberg statt Riesenschlote und Kraftwerksbauten noch die Uniformen der KVP ihr Gepräge gaben. Obwohl wir einer Spezialeinheit angehörten, stand auch für unsere Kraftfahrer das Forcieren von Wasserhindernissen im Ausbildungsprogramm. Der „Schwarze Schöps", durch trockene und heiße Sommerwochen auf Mini zusammengeschrumpft, war durch fachgerechte Arbeit der Pioniere wieder auf Überbreite gebracht worden. Bereits Tage vorher hörte man in Kraftfahrerkreisen nur noch Gespräche über das Einfetten von Vergasern, das Abdichten der Zündanlagen, das trickreiche Verlängern von Luftansaugstutzen und dergleichen mehr. Theoretisch war alles bestens vorbereitet. Jeder Kraftfahrer wußte, daß man eine Furt langsam im niedrigsten Gang befährt, damit sich keine Bugwelle bildet, und daß man während der Wasserfahrt nicht schaltet. Leider eben nur theoretisch.

Diese Zeit, zu der Boxberg noch keine Riesenschlote kannte, war auch jene, in der die Vorgesetzten mitunter noch viel Mühe aufwandten, um selbst bei derart unkomplizierten militärischen Übungen ungebetene Zaungäste fernzuhalten. So auch Oberst Ch., der es sich als Vertreter des vorgesetzten Stabes nicht hatte nehmen lassen, die Phase der unmittelbaren Vorbereitung des Forcierens an Ort und Stelle mit Ratschlägen und Hinweisen zu unterstützen. Er bemerkte als erster am gegenüberliegenden Ufer die vier jungen, hübschen Badenixen, die in ihren farbenfrohen Bikinis die Landschaft ungemein belebten und unser Treiben interessiert beobachteten. Wir mußten uns heftige Vorwürfe ob unserer ungenügenden Sicherungsmaßnahmen anhören und sollten diesen Zustand sofort verändern. Da es sich hierbei offensichtlich um eine agitatorische Aufgabe handelte, wurde ohne Verzug der Politstellvertreter in einem Boot übergesetzt mit der strikten Weisung: In fünf Minuten sind die Bikinis verschwunden!

Ob nun der Polit einen schwachen Tag hatte oder andere Ursachen seine Überzeugungskraft lähmten, konnte nicht geklärt werden. Das Ergebnis war jedenfalls gleich Null. Die jungen Schönen rekelten sich nach seiner Rückkehr an gleicher Stelle in der Sonne. Das war zu viel für den Genossen Oberst. Er schwang sich in das Boot und ruderte mit kräftigen Schlägen zum Ort des Ärgernisses. Mit den Armen gestikulierend, sahen wir ihn auf die Mädchen einreden. Und tatsächlich, diese ergriffen ihre Kleidung und die Decken und schickten sich zum Aufbruch an. Mit zufriedenem Gesicht hob Oberst Ch. am diesseitigen Ufer das Boot auf den Sand und blickte zurück. Himmelkruzitürken! Da hatten doch die Bikinis nur einen Stellungswechsel vorgetäuscht, und inzwischen lagen sie wieder seelenruhig in ihren alten Schützenmulden.

Die Zeit drängte. Unwillig und entgegen seinen Prinzipien gab der Genosse Oberst die Erlaubnis zum Beginn des Forcierens. Und da geschah das militärische Phänomen.

Der Gefreite P., sonst ein Muster an fahrerischer Disziplin, wollte mit dem zweiten statt mit dem ersten Gang die Furt durchqueren. Beim Versuch, zu schalten, würgte er den Motor ab und saß fest. Schöne Bescherung.

Nun war bereits vor Beginn allen Kraftfahrern befohlen worden, daß jeder, der mit seinem Fahrzeug hängen bleibt, zum Ufer zu schwimmen, die Leine mit dem Spillseil zu holen und das Seil am Fahrzeug zu befestigen habe. Das wußte auch der Gefreite. Da ihm das durch Türritzen und Pedalöffnungen eingedrungene Wasser bereits die Füße umspülte, wollte er nicht durch das Öffnen der Tür noch mehr Wasser in die Fahrerkabine dringen lassen. Als praktisch veranlagter Mensch, der bei aller Pflichterfüllung gleichzeitig an die unausbleibliche Mehrarbeit des Wäschetrocknens dachte, entledigte er sich kurz entschlossen seiner Stiefel und der Uniform und zwängte sich im Adamskostüm rücklings aus dem Fahrerfenster. Da gellten vom anderen Ufer plötzlich Schreie. Vier bunte Bikinis stoben mit wehenden Decken davon und wurden bis zum Abschluß der Übung nicht mehr gesehen. Noch lange danach sprach man in unserer Einheit, wenn aus irgendeinem Anlaß „Zaungäste" unerwünscht waren, davon, ob nicht zweckmäßigerweise der Gefreite P. dazu eingesetzt werden könnte.

Oberstleutnant Heinz Ebert
Illustrationen: Detlev Schüler

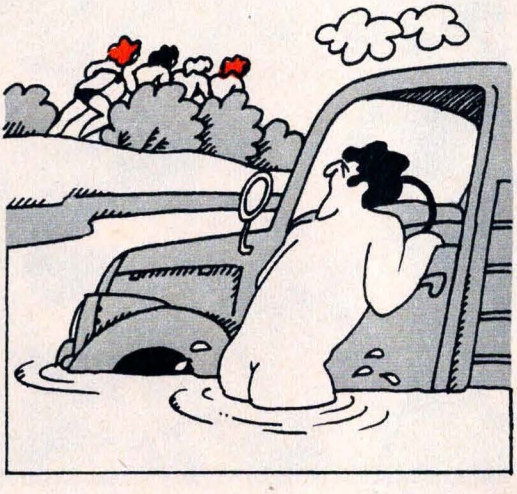


Foto: Wolfgang Fröbus

Räder-SPW

Gegenüber der Gruppe Ketten-SPW (Waffensammlung Heft 9/79) ist die der Rad-SPW umfangreicher. Das hängt einmal damit zusammen, daß die sowjetischen Konstrukteure auf geländegängige Lastkraftwagen als Basisfahrzeuge zurückgreifen konnten (worin sie langjährige ausgezeichnete Erfahrungen aus den Entwicklungen LKW/Panzerauto hatten), und zum anderen, weil Radfahrzeuge weniger aufwendig sowie leichter und vielfältiger modifizierbar sind. Nicht zuletzt spielte sicher auch eine Rolle, daß die Ingenieure es verstanden hatten, solche Rad-SPW zu entwickeln, die den Ketten-SPW in der Geländegängigkeit kaum nachstehen, schwimmfähig sind, daß der Reifeninnendruck den Straßen- und Geländebedingungen angepaßt werden kann und so die SPW eine gewisse Zeit sogar mit zerschossenen Reifen fahren können. Im Laufe der Zeit hat sich erwiesen: Sowohl Ketten- als auch Rad-SPW haben ihre Vor- und Nachteile, weshalb es sich als günstig erweist, beide Arten zu verwenden.

Die hauptsächlichen Aufgaben der Rad-SPW stimmen mit denen der Ketten-SPW überein. Bei beiden Arten verlief die Entwicklung vom zunächst oben offenen, lediglich mit einem ungeschützten MG bewaffneten zum völlig geschlossenen, mit Drehturm und mehreren Maschinenwaffen versehenen Gefechtsfahrzeug, dessen Besatzung nicht nur vor Splittern und Schützenwaffen geschützt ist, sondern auch vor den Wirkungsfaktoren der Massenvernichtungsmittel. Zur Ausstattung zählen bei den heutigen Typen auch Pumpen zum Absaugen eingedrungenen Wassers. Darüber hinaus verfügen die Kommandanten und Fahrer über Nachtsichtgeräte.

Die ersten Rad-SPW waren noch nicht schwimmfähig. Zwar konnten auch hier die Schützen bereits aus Luken während der Fahrt schießen, alles in allem aber waren diese Fahrzeuge noch leicht gepanzerte Mannschaftstransportwagen auf relativ geländegängigen LKW-Fahrgestellen. Diese den Anforderungen der fünfziger Jahre genügenden Typen wurden ständig verbessert. Gleichzeitig wurden neue SPW entwickelt, die den besonderen Anforderungen des Militärwesens entsprachen. Diese neuen Typen sind nicht nur besser bewaffnet, geländegängiger, beweglicher und mit besseren Schutzeigenschaften für die Besatzung versehen, sie sind alle schwimmfähig. Diese Entwicklung vollzog sich in den sechziger Jahren und damit auch der Übergang vom Gruppentransportmittel zum Gruppenkampfmittel.

Wie die Parade der Kampfgruppen im September 1978 in Berlin zeigte, werden sogar die auf dem LKW SIL-151 basierenden SPW-152 (BTR-152, russ. Abkürzung für gepanzerte Transporter) noch heute verwendet. Es gibt für diese SPW der ersten Generation auch noch andere Verwendungen, so dienen sie als Träger für Panzerabwehrwaffen oder Granatwerfer samt Bedienung, als Minenleger oder in der geschlossenen Ausführung auch als Verwundetentransporter. Derartige Fahrzeuge gab es in der UdSSR übrigens bereits in den dreißiger Jahren: 1937 schuf das Automobilwerk Ishorsk auf der Grundlage des Dreiachs-LKW GAS-AAA einen 5,24 t schweren gepanzerten Sanitätstransporter BA-22 für 10 Mann. Wie die in Heft 9/79 erwähnten ersten Halbketten-SPW konnte auch der BA-22 wegen fehlender Werkkapazität nicht in Serie gebaut werden.

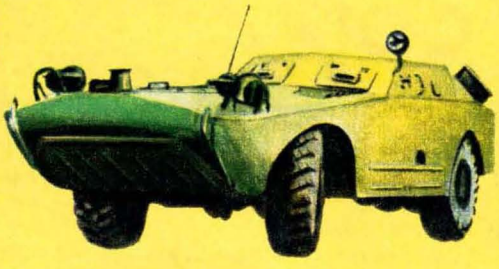
Der ab Ende der vierziger Jahre in großer Stückzahl gefertigte SPW-152 erhielt in den Versionen W und W-1 eine Reifendruckregelanlage, die zunächst außen lag, dann hinter den Rädern geschützt untergebracht war. 1950 wurde der mit zwei 14,5-mm-Fla-Waffen ausgerüstete SPW-152 A ausgeliefert. In der Folgezeit gab es den mit hohem Aufbau als Transportmittel von Führungsfunkstationen verwendeten SPW-152 N sowie den oben geschlossenen 152 K für 15 mot. Schützen bzw. als Sanitätstransporter. Die Panzerung des SPW-152 beträgt 10 mm. Es gibt Versionen mit oder ohne Spill in der Stoßstange.

Der etwa zur gleichen Zeit wie der SPW-152 (Prototyp: 1948) entstandene SPW (BTR)-40 basiert auf dem Fahrgestell des LKW GAZ-63. Das ebenfalls mit einer 10-mm-Panzerung versehene Aufklärungsfahrzeug wurde 1950 zum BTR-40 A modifiziert, indem es ebenfalls zwei 14,5-mm-Fla-Waffen erhielt. Die völlig geschlossene Version wurde als 40 B bezeichnet. Während der SPW-152 später nicht weiterentwickelt wurde, entstand aus dem BTR-40 der BRDM (SPW-40 P). Der Prototyp dieses völlig neu geformten, schwimmfähigen und mit je zwei absenkbaren Stützrädern versehenen Fahrzeugs wurde ab 1957 erprobt. Waren die ersten Serien noch oben offen, so wurden die weiteren mit geschlossenem, über zwei große Luken zu verlassenden Kampfraum versehen. Dieses Aufklärungsfahrzeug dient – mehrfach modifiziert – als Trägermittel für drei, vier und sechs Panzerabwehrlenkraketen. Daneben benutzen es die Chemischen Dienste, es eignet sich als Führungsfahrzeug sowie für zahlreiche andere Aufgaben.

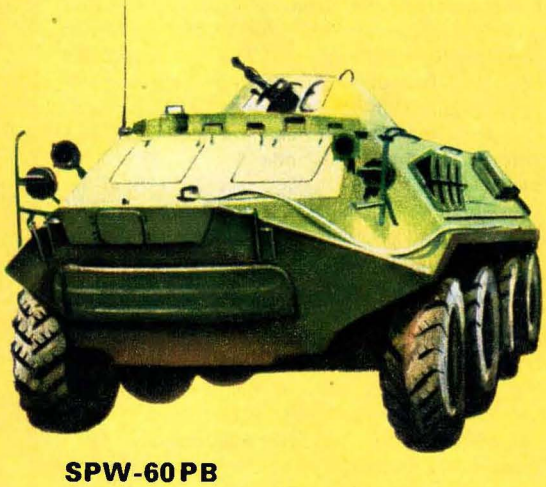
SPW-152

PSH (Ungarn)

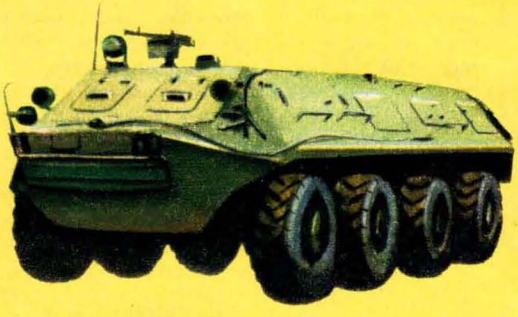
SPW-40 P 2



SPW-40 P



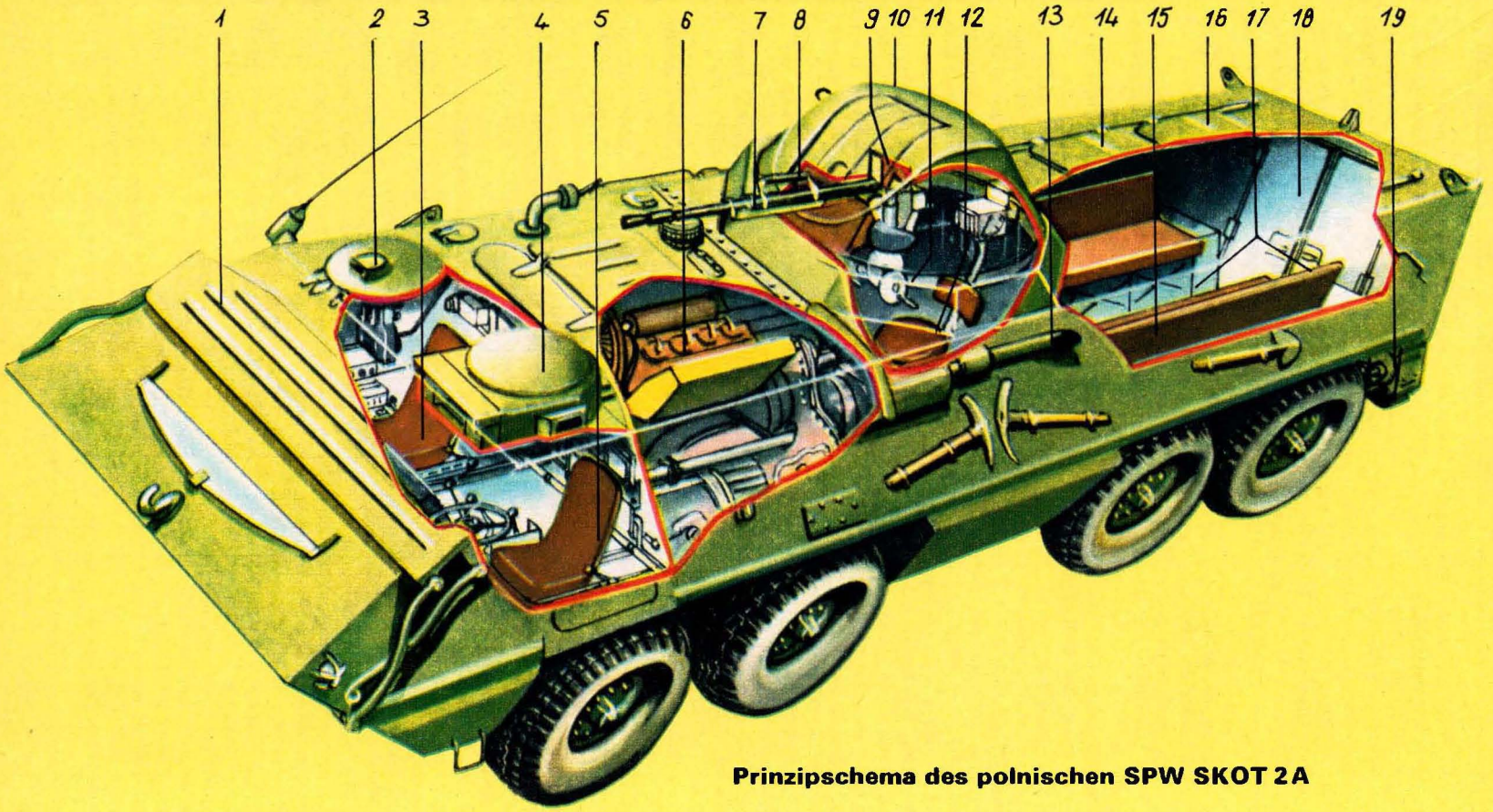
SPW-60 PB



SPW 60 PA

Zeichnungen: H. Rode

ar Waffensammlung



Prinzipschema des polnischen SPW SKOT 2A

1 – Wellenabweiser
2 – Luke des Kommandanten
3 – Platz des Kommandanten
4 – Kuppel und Beobachtungsluken des Fahrers
5 – Platz des Fahrers
6 – Motor
7 – 14,5-mm-Panzer-MG
8 – 7,62-mm-MG
9 – Zielfernrohr
10 – Drehturm
11 – Höhenrichtmaschine
12 – Platz des Richtschützen
13 – Auspuff
14 – Luken des Kampfraumes
15 – Kampfraum
16 – Luken für Schützen
17 – Schießluken
18 – Hecktür
19 – Antriebs- und Steueranlage für Wasserfahrt

In der Ungarischen VR war dieser SPW Ausgangspunkt für eine eigene Fahrzeugfamilie. Die ungarische Verteidigungsindustrie schuf 1960 nach dem Vorbild des BRDM den SPW FUG (ungarische Abkürzung für schwimmfähiges Aufklärungsfahrzeug). Allerdings verlegte man hier den Antrieb – einen ungarischen Diesel-Motor – in das Heck. Der mit einem MG bewaffnete SPW wurde auch von den Armeen Polens und der ČSSR (als OT-65) übernommen. Die Ungarische Volksarmee setzt außerdem die mit einem kleinen MG-Turm auf der linken Seite sowie zusätzlich mit einer Panzerbüchse oder einem rückstoßfreien Geschütz auf der rechten Seite bewaffnete Version ein. Die Stützräder wurden auch bei dem FUG-Nachfolger PSH beibehalten, dessen äußere Kennzeichen die seitlichen Türen sowie der Drehturm mit der 14,5- und der 7,62-mm-Waffe sind.

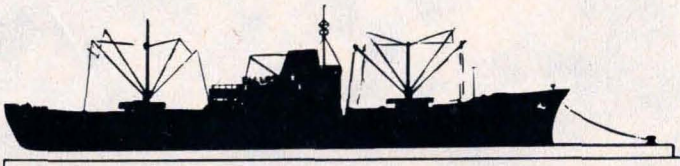
Mit der bisherigen Beschreibung ist die SPW-40-Familie aber noch nicht komplett. In den sechziger Jahren entwickelten ihre Väter den BRDM zum BRDM-2 (SPW-40 P2) weiter. Auch hier hatte man den Antrieb in das Heck verlegt und die Stützräder beibehalten. Das Fahrzeug wird nicht in erster Linie als SPW, sondern vielseitiges Aufklärungsmittel sowie als Basisfahrzeug für Waffensysteme kleiner Ausmaße angesehen.

Dieser ab 1966 an die Streitkräfte der sozialistischen Verteidigungskoalition ausgelieferte SPW wurde 1973 erstmals öffentlich in einer neuen Version gezeigt – als Träger von sechs Panzerabwehrlenkraketen, deren Startvorrichtung hydraulisch aus- und einfahrbar ist. Ein Jahr später bewies sich die vielfältige Einsatzmöglichkeit dieses Fahrzeugs erneut, als es in Warschau zur Parade erstmals als Träger von vier um 360° und nach der Höhe zu schwenkenden Containern mit Raketen gegen Luftziele gezeigt wurde.

Etwas völlig Neues im SPW-Bau stellte der BTR-60 dar, dessen erste, oben noch offene Version 60 P 1963 in Dienst gestellt wurde: Achtrad-Fahrwerk, alle Räder angetrieben, geschweißte und hermetisch abgedichtete Panzerwanne zur Aufnahme der Besatzung sowie aller Hauptbaugruppen und Anlagen, Wasserstrahltriebwerk, Einzelradaufhängung und hydraulische Teleskopstoßdämpfer, das sind einige Merkmale dieses schwimmfähigen SPW mit der Geländegängigkeit von Kettenfahrzeugen. Neben der vorzüglichen Formgebung, Ausrüstung und Bewaffnung hoben Fachleute als einen seiner besonderen Vorteile hervor, daß die Unterbringung aller Kraftübertragungsbaugruppen innerhalb der Panzerwanne eine lange Lebensdauer auf dem Gefechtsfeld gewährleistet. Weil am Boden keine vorspringenden Teile vorhanden sind, verringert sich der Fahrwiderstand im Schnee, in schwierigem Gelände sowie auf dem Wasser. Die Räder mit dem großen Durchmesser und großvolumigen Niederdruckreifen sowie regulierbarem Reifeninnendruck in Verbindung mit der großen Bodenfreiheit machen den SPW selbst im schwierigen Gelände sehr beweglich. Zwei Kompressoren führen bei Bedarf den Reifen (auch wenn diese zerschossen sind!) ständig Luft zu. Der Reifeninnendruck läßt sich bei normalen Reifen zwischen 0,5 und 2,5 kp/mm² regeln. Die Lenkung der beiden Vorderachsräder erfolgt halbautomatisch, wobei der Fahrer kaum mehr Kraft aufwenden muß als bei einem großen PKW. Eine Filterventilationsanlage reinigt die in den beheiz- und belüftbaren Kampfraum gelangende Luft.

Die ab 1964 ausgelieferten Fahrzeuge werden als BTR-60 PK bezeichnet, da sie oben geschlossen sind. Ab 1965 folgte dann der mit einem Turm bestückte BTR-60 PB. Dieser mit einem 14,5-mm- und einem 7,62-mm-MG versehene Turm wird auch für den BRDM-2 (SPW-40 P2) sowie für den SKOT-2A verwendet. Militärkonstrukteure der rumänischen Streitkräfte veränderten die Einrichtung des Turmes dahingehend, daß man seine Waffen auch gegen Luftziele richten kann. Eine turmlose Ausführung als Führungs-SPW wird als 60 PU bezeichnet. In Rumänien wird der SPW-60 in Lizenz hergestellt, während man sich in der ČSSR diesen Typ für die Entwicklung eines neuen schwimmfähigen Achtrad-SPW als Vorbild nahm. Dabei griff man im wesentlichen auf Baugruppen des LKW Tatra 813 zurück. Noch während der Erprobung des Prototyps kam es zur Zusammenarbeit mit der Volksrepublik Polen, wonach polnische Spezialisten den SPW auch in der Ostsee, in der Weichsel sowie in Gebirgsflüssen erprobten. Als 1964 die Serienproduktion begann, erhielt der SPW in der ČVA die Bezeichnung OT-64 (OT – gepanzerter Radtransporter). In der Polnischen Armee wurde er als SKOT (Rad-SPW) bezeichnet. Beide Länder benutzten zunächst diesen Typ als unbewaffneten Transporter für mot. Schützen. Später erhielt das Fahrzeug einen zunächst oben offenen Turm (OT-64 B) bzw. als SKOT-2 A den Turm des BRDM-2. Auf Vorschlag der polnischen Militärtechnischen Akademie wurde der Turm so abgeändert, daß seine Waffen auch gegen Luftziele einzusetzen sind. Diese Version wird SKOT-2AP (OT-64 C) genannt.

Im Gegensatz zum SPW-60, der für die Wasserfahrt ein Wasserstrahltriebwerk besitzt, wird bei den SKOT-Versionen ein aus zwei Schrauben bestehender Antrieb verwendet. Neben den SKOT (OT-64)-Führungsfahrzeugen gibt es noch eine als WPT-SKOT bezeichnete Version (WPT – poln. Abkürzung für Fahrzeug zur technischen Hilfe). Sie ist mit Werkzeugen sowie einem Hebebaum ausgerüstet, um beschädigte SPW reparieren zu können. Gegenwärtig ist neben dem BMP der SPW-60 und der SKOT das hauptsächliche mot. Schützenfahrzeug in den Streitkräften der sozialistischen Verteidigungskoalition. *W. K.*



Seetransport Seehafenumschlag

interessante und lohnenswerte Aufgabe für junge Menschen

Dazu stehen uns eine leistungsfähige Flotte und hochproduktive Umschlagsanlagen zur Verfügung.
Junge Menschen aus den verschiedensten Berufen haben bei uns ein zukunftsorientiertes Betätigungsfeld.
Neben einer Vielzahl von Vergünstigungen wie

- Jahresendprämie bei Planerfüllung
- zusätzliche Belohnung (Treueprämie)
- Erholungsmöglichkeiten in betriebseigenen Ferienheimen

bestehen bei entsprechenden Voraussetzungen gute Aus- und Weiterbildungsmöglichkeiten.

Bewerbungen mit ausführlichem Lebenslauf (doppelt) richten Sie an unsere Außenstellen in

25 Rostock, Haus der Gewerkschaften
Hermann-Duncker-Platz 1, PSF 188, Tel.: 38 35 80

1071 Berlin, Wichertstraße 47, Tel.: 4 49 78 89

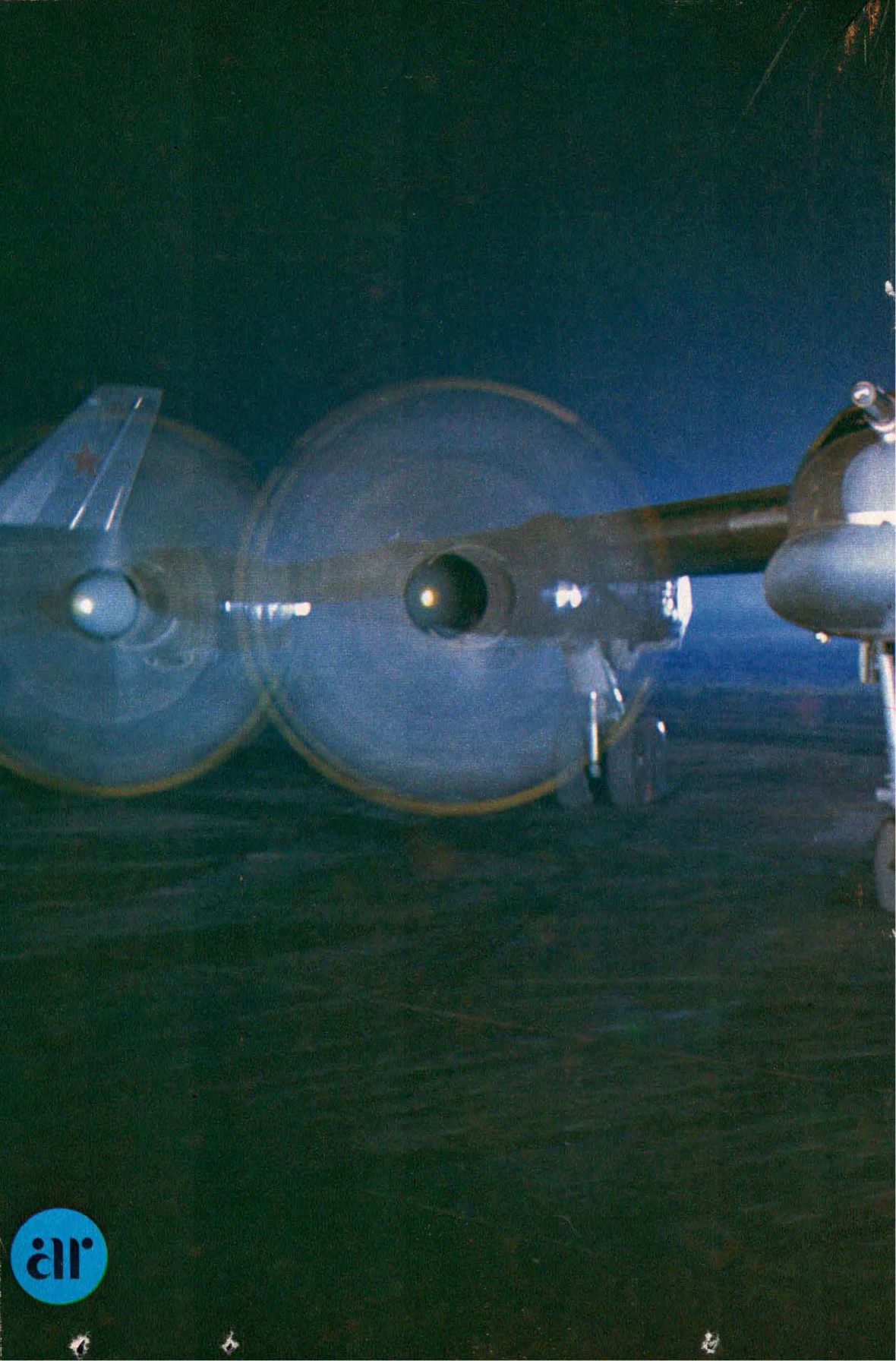
701 Leipzig, Postfach 950, Tel.: 20 05 02

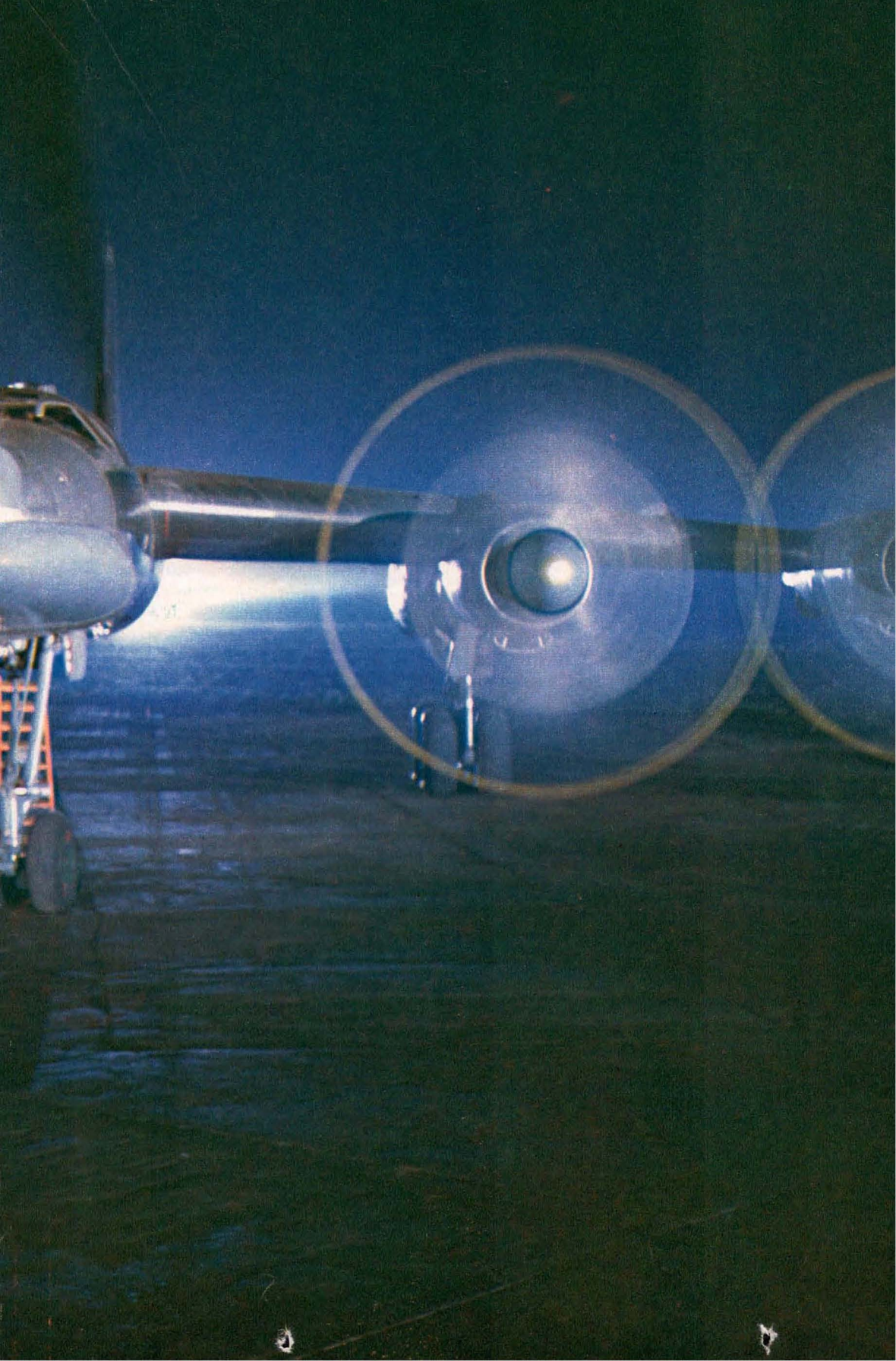
501 Erfurt, Kettenstraße 8, Tel.: 2 92 93

8023 Dresden, Rehefelder Straße 5, Tel.: 57 71 76

VEB KOMBINAT
SEEVERKEHR UND HAFENWIRTSCHAFT
-DEUTFRACHT/SEEREEDEREI-
ZENTRALES WERBEBÜRO DER HANDELSFLOTTE UND DER SEEHÄFEN

KSH





ZWEI über sich

Fortsetzung von Seite 29

selten dazu gekommen, darüber hinaus etwas Gemeinsames zu unternehmen. Dann hatte Ingolf noch den Seesport in der GST . . .

Also: Keine Zeit, keine Zeit?

Ingolf: Genau so. Aber wir haben das alles ein bißchen koordiniert und so 'ne Art dienstfreien Sonnabend eingeführt.

Als Berufsunteroffizier haben Sie ja jetzt zwei dienstfreie Sonnabende im Monat. Auf wieviel sind Sie mit der Gabi im Klub gekommen?

Ingolf: Eindeutig auf weniger.

Fällt Ihnen die Trennung schwer?

Ingolf: Es fällt uns schon schwer. Wenn man ein paar Wochen allein gelebt hat, nur unter Männern gewesen ist und dann nach Hause kommt, muß man sich erst mal wieder an einen anderen Rhythmus gewöhnen. Man muß sich auf die Partnerin einstellen. Dann ist da noch das Problem, daß wir keine eigene Wohnung haben.

Und wie sind die Aussichten?

Ingolf: An meinem Standort läuft ein Wohnungsantrag. Aber zum Termin, da gibt es noch ein Fragezeichen.

Sie, Gabi, werden ja dann wohl umziehen. Fällt der Abschied von Berlin sehr schwer?

Gabi: Leicht fällt er natürlich nicht. Aber was soll man groß darüber nachgrübeln, die Ostsee ist nun mal nicht in Berlin.

Was werden Sie dort machen?

Gabi: Ich will im Urlaub mal runterfahren, mal so gucken und hören, was sich für Möglichkeiten bieten. Als Binnenhandelsökonom wird sich bestimmt was für mich finden. Und außerdem, ich bin ein optimistischer Mensch.

Wie sind Sie eigentlich eine Handelsfachfrau geworden?

Gabi: Als ich ganz jung war, wollte ich Schauspielerin werden. Später Kinderärztin. Und dann auch mal, wegen meines Interesses für utopische Literatur, Physikerin – Raumfahrtphysikerin. Aber als ich mitkriegte, daß mir schon beim Karussellfahren relativ schnell schlecht wird, hab' ich die Hoffnung wieder aufgegeben. Als es um die Berufswahl ging, hab' ich so rumgehört. Bin dann Wirtschaftskaufmann geworden. Gleich mit dem Gedanken, später mal zu studieren.

Und wie war's bei Ihnen, Ingolf?

Ingolf: Ich hatte eigentlich schon immer Interesse für die Armee, auch wenn ich eine Zeitlang mal Archäologe oder Geologe werden wollte. Dann begeisterte mich die Schifffahrt. Na ja, später habe ich eines mit dem anderen verbunden, das heißt die maritimen Interessen mit dem militärischen Beruf.

Was gefällt Ihnen daran?

Ingolf: Sind eigentlich mehrere Gründe. Erstmal, daß da eben alles zusammenkommt. Daß man gebraucht wird, daß es Spaß macht, daß eben auch die politische Überzeugung eine große Rolle spielt. Man hat mit vielen Menschen zu tun, muß sie führen. Und dann die moderne Technik. Also, ich finde es sehr schön in diesem Beruf.

Sie haben 1979 geheiratet. Was bedeuten für Sie 30 Jahre Deutsche Demokratische Republik?

Gabi: Als die DDR gegründet wurde, war ich ja noch gar nicht geboren. Aber ich habe hier bei uns bisher ein gutes Leben gelebt. Ich kann mich im Prinzip nicht beklagen – Quatsch, ich kann micht überhaupt nicht beklagen. Ich bin zehn Jahre zur Schule gegangen, hab' einen Beruf erlernt und ohne große Schwierigkeiten ein Studium absolviert. Ich hab' im Jugendklub eine schöne Zeit gehabt, die mir sehr viel Spaß gemacht hat. Ich hab' gerade dort viele Leute kennengelernt. In der ganzen Zeit hab' ich ein schönes Leben geführt, ohne große Probleme. Und ich weiß, es wird weiter so sein. Das verbindet sich für mich ganz persönlich mit dem 30. Jahrestag der DDR. Hier bin ich zu Hause.

Ingolf: Bei mir ist es ähnlich. Ich bin hier im Sozialismus sicher und geborgen aufgewachsen und konnte entsprechend meinen Fähigkeiten das werden, was ich wollte. Ich konnte eigentlich immer meinen Interessen nachgehen. Im Kapitalismus, nee, da wäre sowas nicht drin gewesen. Ich bin froh, daß ich in unserer Republik geboren bin, hier lebe und wohne. Damit das alle Leute und später auch mal unsere Kinder sagen können, bin ich als Berufsunteroffizier zur Fahne gegangen.

Dann also für Sie und Ihre Kinder weiterhin alles Gute – wieviel sollen es denn werden?

Ingolf: Wir sind uns einig, zwei bis . . .

Taktische Fehl Begriffe

graphisch definiert

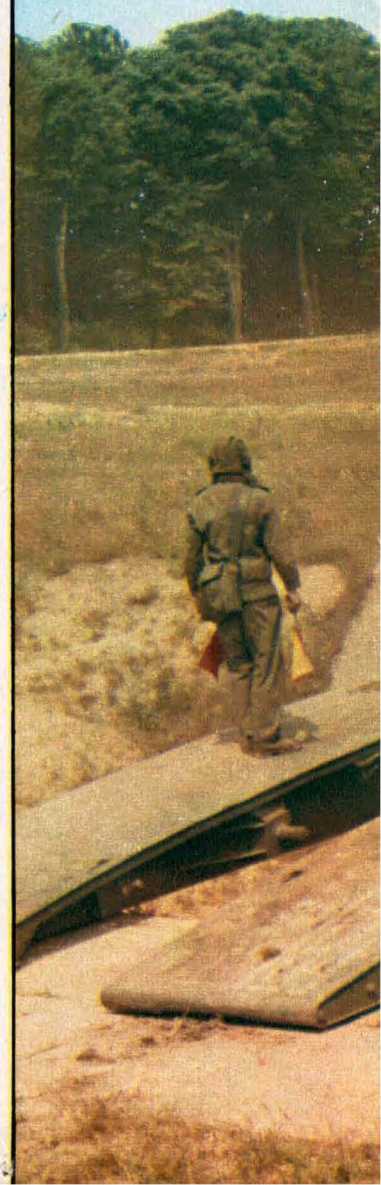
von H. Lorenz

Feuerschutz
„Ich soll euch Feuerschutz geben, Genossen!"

Feuerbereitschaft
„Melde Feuerbereitschaft!"

Schützenmulde
„Wo haben Sie nur Ihre Gedanken?!"

Eine ganze Serie Spezialpanzer wurden vom T-55 abgeleitet. Oben links ein Brückenleger, daneben der sowjetische Flammenwerferpanzer. Alle diese Fahrzeuge weisen in der Grundkonzeption den gleicher Aufbau der Hauptaggregate auf. Damit besitzen sie auch die gleiche hohe Beweglichkeit und Manövrierfähigkeit im Gelände wie der Kampfpanzer selbst.
Fotos: Udowitschenko, Getmanenko, Gebauer, Geisler, Fröbus, Tessmer (2)



Es ist keine Floskel, wenn Unteroffizier Lutz Peters, seines Zeichens Panzerfahrer, so über seinen T-55 spricht. Er hat dessen Verläßlichkeit mehrfach erprobt. Der Stolz, der aus seinen einfachen Worten klingt, wuchs in dem Maße, wie er von Monat zu Monat die Gefechtsmöglichkeiten seines Panzers kennen und seine taktischen sowie technischen Vorzüge beherrschen lernte. Mit seiner Meinung war der Unteroffizier gewissermaßen „klassisch" geworden, denn er war bewußt oder unbewußt bei Friedrich Engels, der in seinen „Betrachtungen über die Folgen eines Krieges der heiligen Allianz" 1852 schrieb: „Die Revolution wird mit modernen Kampfmitteln und moderner Kriegskunst gegen eben solche stehen. Die stärkeren Bataillone siegen." Was ein Unteroffizier, der einen Panzer lenkt, mit dem „General" Engels im konkreten Zusammenhang zu tun hat? Viel. Am meisten damit, daß er als Sohn der Arbeiterklasse das Grundlegende der Militärfrage erfaßt hat, nämlich, daß das Proletariat sich mit militärischen Kenntnissen vertraut machen, sich militärische Disziplin aneignen und Waffenkenntnisse besitzen muß. Das drückt sich auch in den Meinungen der anderen Tankisten aus. „Es macht Spaß, mit solcher modernen Technik umzugehen", äußern seine Besatzungsmitglieder. Dabei verhehlen sie nicht, daß sie auch mit ein wenig Neid auf ihre sowjetischen Freunde vom Partnerregiment blicken, die schon wieder einen neuen Panzer fahren. „Das ist was, wie der über'n Acker fliegt!" Doch das bringt unsere Panzersoldaten nicht aus dem Gleichgewicht. Wissen sie doch: Moderne Technik ist nicht identisch mit dem „letzten Schrei" einer Entwicklung. Modern heißt zeitgemäß, den gegenwärtigen Bedingungen entsprechend. Und die sind so, daß unser T-55 als Panzer der dritten Generation sowjetischer mittlerer Kampfwagen in seinen Gefechtseigenschaften und technischen Parametern noch immer den haupt-

Auf unseren »Dicken« ist Verlaß

sächlichen Panzern der NATO-Armeen überlegen ist. Wie modern sind denn die amerikanischen M-48, erst jüngst mit neuen Kanonen aufgewertet, wo bleibt denn der M-60 als am meisten verbreiteter NATO-Panzer hinsichtlich Formgebung, Robustheit, Reichweite, Zuverlässigkeit von Motor und Getriebe?

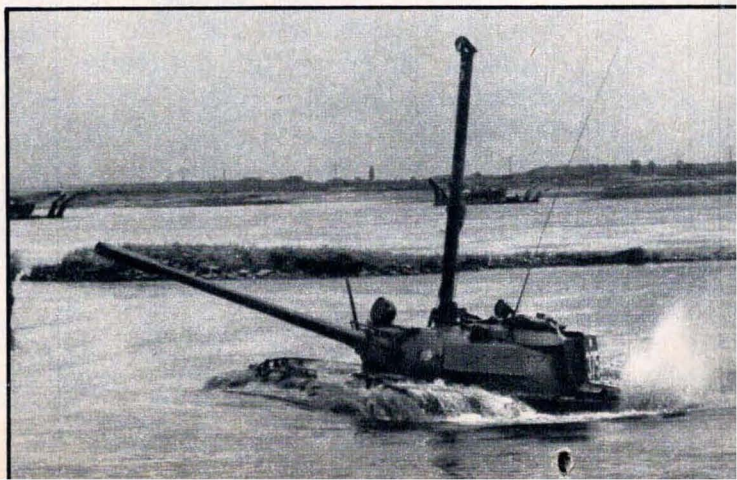
Es war gerade der „Fünfundfünfziger", der die imperialistischen Staaten im Panzerbau zum „Nachempfinden" anregte. In ihren Einschätzungen der sowjetischen Panzer kehrt stets der Satz wieder: „Sehr niedrig, günstig geformt, noch immer ernst zu nehmende Feuerstärke und beachtliche Beweglichkeit, äußerst robust, einfach zu bedienen und nur wenig reparaturanfällig."
Diese Merkmale unserer Panzer versuchen die imperialistischen Rüstungskonzerne ihren Panzern zu geben, soweit es ihnen möglich ist. Den Vorsprung, den der sowjetische Panzerbau seit über vierzig Jahren hält, konnten sie trotzdem nie wettmachen – auch nicht mit dem „Leopard".

Auch das wissen unsere Panzermänner. Und noch mehr. Es macht ihnen nicht schlechthin Spaß, mit leistungsfähiger Technik umzugehen. Der tägliche Umgang mit ihr fordert sie in jeglicher Hinsicht, denn die moderne Militärtechnik verlangt nicht nur Soldatenpersönlichkeiten mit hoher militärischer und technischer Bildung. Um wirklich Meister und Beherrscher dieser technischen Kampfmittel zu sein, sind vor allem moralische Eigenschaften nötig. Kampfmoral, Willensstärke, ideologische Klarheit über das Wofür und Warum.

Wie sonst, wenn nicht auf dieser Grundlage, könnten die Panzer – T-55 wohlgemerkt! – des mot. Schützenregiments „John Schehr" das Q am Turm tragen? Wie sonst, wenn nicht unter diesen Voraussetzungen, konnten die Besatzungen des Truppenteils „Friedrich Wolf" im Wettbewerb „Treffer mit dem ersten Schuß" und „Meister der Norm" schon im ersten Ausbildungshalbjahr den Erfolg verbuchen, daß jeder dritte (Neue) mit dem ersten Schuß traf? Man muß hinzufügen, daß als Zielstellung

vorgegeben war, jeder vierte erreicht das Ergebnis.

Eines steht fest: Das symbolische Q an so manchem Panzer zeugt nicht nur vom Können seiner Insassen, es hat auch etwas mit dem allgemeinen Qualitätsbegriff unserer mittleren Panzer zu tun. Die Grundsätze ihrer Konstruktion beruhen seit jeher auf den Erfordernissen des modernen Gefechts. Sorgfältige ballistische Formgebung von Wanne und Turm, dabei begrenzte Höhe und gute Panzerung, maximale Feuerkraft sowie hohe Beweglichkeit im Gelände zeichnet den Standardpanzer unserer Panzertruppe ebenso aus, wie die neuen Typen der sowjetischen Partnerregimenter auf einer bereits wieder höheren Stufe. Neidisch braucht deshalb keiner unserer Panzersoldaten zu sein. Es war von je her Prinzip der Partei- und Staatsführung der DDR, entsprechend des Entwicklungsstandes der Revolution im Militärwesen und den Erfordernissen des Klassenkampfes der Nationalen Volksarmee alles das zu geben, was sie befähigt, ihren militärischen Klassenauftrag im Bestand der Vereinten Streitkräfte zuverlässig zu erfüllen. So sagte es die XI. Delegiertenkonferenz der Parteiorganisationen in der NVA, und sie hob auch hervor, daß wir uns darauf einstellen müssen, in der nächsten Zeit mit neuer Kampftechnik umgehen zu lernen. Das wird Schritt um Schritt erfolgen, so wie es die ökonomischen Potenzen unseres Landes zulassen. Die beste Vorbereitung darauf ist die volle Beherrschung der heute vorhandenen Technik. Mit ihrer Meisterung nähern wir uns immer mehr jenen kollektiven, präzise aufeinander abgestimmten, disziplinierten und hochorganisierten Handlungen, die uns die neue Generation der Kampftechnik abverlangt. *KE*



T-55 mit mechanischem Minenräumgerät (oben links). Darunter zwei Versionen für Instandsetzungs- und Bergeaufgaben: Kranpanzer und Panzerzugmaschine. Rechts oben ein in der Sowjetarmee im Einsatz stehender Pionierpanzer mit Räumgreifer. Die UF-Einrichtung gehört zum Standard des mittleren Panzers.

Ihrem Vorbild im sozialistischen Wettbewerb,
dem Fliegerkosmonauten Oberst Sigmund Jähn,
versprachen die Raketensoldaten der Batterie Rust,
alle an sie gestellten politischen
und militärischen Aufgaben vorbildlich zu erfüllen –
und zwar

...exakt wie Kosmonauten

Die Batterie hat die unter Föhren gedeckte Technische Stellung bezogen. Dort überprüfen Hauptmann Raimund Rust und seine Offiziere die technischen Parameter der Rakete. Noch Zeit für die Genossen des Feuerzuges, jeden ihrer nächsten Schritte und Handgriffe zu überdenken, deren Zweck und Folgen zu überlegen. Und sie tun es, denn versprochen ist versprochen . . . Plötzlich: „Zum Kampf!" – Das Kommando des Batteriechefs pflanzt sich fort wie ein Lauffeuer. Die Offiziere und Kanoniere fassen es auf, geben es weiter, eilen an ihre Plätze. Zeit läuft!

„Kabel und Schläuche übernehmen! – K zwo und drei, Richtgeräte überprüfen!" . . . Knappe Befehle und Kommandos, lautstark wiederholt, steuern die Bewegungen und Tätigkeiten der Soldaten in den nächsten Minuten. Kräftige Hände lösen Schlaufen und Verschnürungen der Plane, zerren den zentnerschweren Schutzbezug heckwärts von der Rampe. Hier bestimmt der einstige Betonwerker Unterfeldwebel Uwe Pollin als Gruppenführer das Arbeitstempo. Armdicke Kabel und Schläuche werden auf einer Trage eilig zum Startaggregat geschleppt und mit geübten Griffen angeschlossen. Bis zum Kommando „Rakete heben!" ist die Startrampe mit Druckluft und Startbrennstoff versorgt. Nun lenkt der Rampenfahrer den langgestreckten Vierachser behutsam unter die hoch oben an der Traverse des Hebezeuges befestigte Rakete. Von Soldaten an Halteseilen geführt, senkt sich das Riesengeschoß herab, setzt auf dem Ausleger der Rampe auf. Flink wird es von der Bedienung befestigt. Ebenso schnell lösen die Männer Traverse und Bandagen. Der Kran ist von seiner Last befreit, wird abgehoben. Das Umladen der Rakete ist beendet. Kabel und Schläuche werden „umgeschlossen", verbinden nun Rakete und Startrampe miteinander wie Nervenstränge.

Im Kampfraum der Rampe überprüft Oberleutnant Hans-Peter Wackernagel, der Offizier Lenkeinrichtung, die elektrische Anlage der Rakete. Inzwischen haben die Richtkanoniere die optischen Geräte kontrolliert, verstauen sie jetzt schlag- und stoßsicher. Noch während der letzten Arbeiten an der Technik formiert der Hauptfeldwebel die Fahrzeuge zum Marschband der Batterie. Dann: „Aufsitzen!" – Kabinentüren werden aufgerissen und schlagen zu. Fahrzeugmotoren heulen auf. Über Funk meldet der Batteriechef dem Stab: Batterie marschbereit! Er empfängt den Befehl zum Beziehen einer Startstellung . . .

Die Batterie hat die Stellung erreicht. An der Kolonnenspitze – der Funk-GAZ des Batteriechefs, der Führungspunkt. Hauptmann Rust verläßt das Fahrzeug, noch bevor es richtig zum Stehen kommt. Weist seinen Fahrer und die nachfolgenden in die Richtung, wo die Fahrzeuge gedeckt unterzubringen sind. Gibt dem der Rampe vorauseilenden Offizier einen Befehl, wortlos, mit erhobenem Daumen. Oberleutnant Ulrich Weidenhausen, der Feuer-

Die Rakete, von den Spezialisten des Technischen Zuges gewissenhaft zur Übergabe an die Batterie vorbereitet (Bild S. 58)

Die Angaben für den Raketenstart ermittelt die Rechnergruppe. (Bild oben)

Soeben hat die Rampe den Startpunkt erreicht . . . (Bild links)

In der Technischen Stellung: An Halteseilen geführt, sinkt die Rakete auf den Ausleger der Startrampe. (Bild S. 60)

Frühzeitig war die Startstellung vom Führungszug der Einheit aufgeklärt und vermessen worden, umsichtig, genau . . . (Bild links)

In wenigen Minuten wird das Riesengeschoß startbereit sein (Bild unten)

zugführer, weiß augenblicklich Bescheid: Herstellen der Startbereitschaft . . .

„Zum Kampf!" Wieder läuft die Zeit für die Raketensoldaten. Gewandt springen sie aus den Kabinen und eilen an ihre Gefechtsstationen. Befehle und Kommandos jagen einander im Motorenlärm. Der macht den Männern nichts aus. Jeder versteht und quittiert. Alle wissen, was im rechten Moment zu tun ist. Jeder ihrer Handgriffe sitzt, ist hundertfach geübt. Die Genossen arbeiten konzentriert, „kosmonautenexakt". Da ist keiner, der neben seiner Spezialfunktion nicht noch eine zweite beherrscht. Deshalb schaffen sie es auch, ab und zu einen Blick auf den Nebenmann zu riskieren, bereit zu helfen, sollte der etwas übersehen haben.

Schon hebt der Ausleger die Rakete. Die Richtgeräte stehen lotrecht. Die Bordsprechverbindung – der „heiße Draht" des Batteriechefs zwischen Führungspunkt und Startrampe – ist ausgerollt. Kommandos werden aufgefaßt und entschlüsselt, Winkel gemessen und Werte errechnet, Apparaturen betätigt, Kontrollen ausgeführt. Aller Hände regen sich, besessen vom Willen, die befohlene Aufgabe fehlerfrei zu erfüllen, mit höchster Genauigkeit, in bestmöglicher Zeit. Würden sich jetzt die Richtkanoniere beim Winkelmessen um ein winziges Grad „verlesen", könnte das – bei nur hundertfünfzig Kilometern bis zum Ziel – zu einer Entfernungsabweichung von fast drei Kilometern führen. Und sollte der Funker eine einzige Kommandogruppe unvollständig empfangen, gäbe es Rückfragen. Die aber kosten wertvolle Zeit. Wehe dem, der jetzt den Batterierechnern in die Quere käme. Sie hocken im Koffer ihres Spezial-Lkw, ermitteln dort die für den Start notwendigen Angaben. Je schneller sie damit fertig werden, um so früher kann die Rakete gerichtet werden.

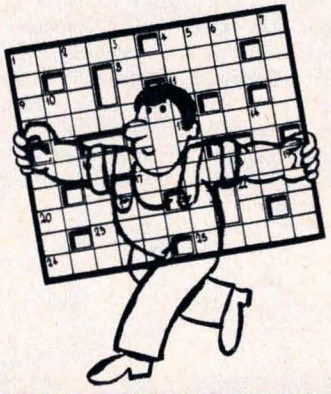
So greift eines in das andere. Und es läuft wie am Schnürchen. Bald schon kann Hauptmann Rust „Kontrollrichten!" befehlen. Noch einmal überzeugen sich die Spezialisten an Rakete und Richtgeräten, daß sich kein Fehler eingeschlichen hat. Dann: „Richtgeräte abbauen!" – Der Befehl des Batteriechefs ist wie ein Aufatmen. Wir haben's geschafft, mögen die Männer denken. Geschwind werden die Geräte abgebaut und verstaut, die Luken der Startrampe verriegelt. „Alles in Dekkung!" – Die Soldaten eilen zum Zugführer. Oberleutnant Weidenhausen überprüft die Vollzähligkeit seiner Genossen, führt den Zug aus der Stellung. Die Rakete aber ragt himmelwärts – startbereit . . .

Oberstleutnant Heiner Schürer
Fotos: Unterleutnant d. R. Manfred Uhlenhut

Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Gaststätte, 4. Ritter der Artusrunde, 7. gekörntes Stärkemehl, 10. Fäulnisstoff, 13. Fluß im Thüringer Wald, 14. Elternteil, 15. ausgestorbener Riesenvogel, 16. Verwandter, 17. Staat in Vorderasien, 19. altnord. Prosaerzählung, 21. russ. Architekt des 18./19. Jh., 22. südamerikan. Wurf- und Fanggerät, 23. Stadt an der Adige, 25. ind. Wasserbüffel, 26. Gestalt aus „Die Fledermaus", 29. Mineral, 32. Nagetier, 35. bolivian. Romancier, 36. meteorolog. Begriff, 37. Bezirk der DDR, 39. ägypt. Göttin, 40. Trinkstube, 42. Flachland, 45. Wagenteil, 47. Gestalt aus „Porgy und Bess", 49. rothirschgroße Antilope, 50. Bergrücken in Niedersachsen (BRD), 52. Gestalt aus „Arabella", 55. Name einer schwed. Gesangsgruppe, 56. Fluß im W der UdSSR, 57. Kuranebenfluß, 58. Preisgrenze, 59. südamerikan. Vogel, 60. Labenebenfluß, 62. Lebensgemeinschaft, 64. niedere Wasserpflanze, 66. Fadenlagennähwirkmaschine, 67. Schriftsteller, 70. produkt. Tätigkeit, 71. Sitzmöbel, 74. Strom in Westafrika, 78. griech. Mondgöttin, 81. Romangestalt bei Alex Wedding, 83. Allernebenfluß, 85. Echo, 86. Lehre, nach der die embryonale Entwicklung eine Aufeinanderfolge von Neubildungen ist, 87. Schachfigur, 88. Tau auf Segelschiffen, 89. span. Küstenfluß, 91. Fahrbahn, 93. chilen. Politiker, 1973 ermordet, 97. Einsiedler, 100. durch einen Küstenwall von der offenen See abgeschnittener Meeresteil, 102. Lehre von den Gleichungen, 106. Schlafraum im Kaninchenbau, 108. Staat in Vorderasien, 109. engl. Bier, 110. Milz, 111. Romangestalt bei Martin Andersen Nexö, 112. Roman von Ludwig Renn, 113. Musikzeichen, 115. großer Durchgang, 116. alkohol. Getränk, 118. unterital. Hafenstadt, 121. Wendekommando, 123. Kalifenname, 125. Rundtanz, 128. Fluß in Mittelasien, 129. Krankentransportgerät, 131. russ.-sowjet. Schriftsteller, 132. mittelalterl. Volkslied, 134. Säulenhalle, 136. Kapitel des Korans, 138. Allernebenfluß, 141. Europäer, 143. kurze, dreieckige, meist abgesteifte Flagge, 146. finn. See, 147. See in der UdSSR, 149. Wurfspieß, 150. Schriftsteller, NPT, 152. Edelsteingewicht, 153. Salzlösung, 155. Turmmütze, 157. Pfote, 158. aromat. Getränk, 159. Stadt in Irland, 160. Reinigungsmittel, 161. Deutscher Erzähler, gest. 1910, 162. Körnerfrucht, 163. marinierter Heringsfisch, 164. Gestalt aus „Der fliegende Holländer".

Senkrecht: 1. Zeichengerät, 2. Gepäckstück, 3. tiefe Zuneigung, 4. männl. Vorname, 5. Operette von Lehár, 6. meist künstl. angelegte Wasserstraße, 7. Ölpflanze, 8. trop. Klettervogel, 9. Kalifenname, 10. Gestalt aus „Krieg und Frieden", 11. sportl. Wurfgerät, 12. Klassiker der lett. Literatur, gest. 1929, 18. Ackerunkraut, 20. Schaltkreis in der Kybernetik, 24. Hauptstadt von Togo, 27. Brettspiel, 28. Erfrischung, 30. Heizkörper, 31. Stachelhäuter, 33. franz. Schriftsteller, gest. 1951, 34. Stadt in der Türkei, 36. Gangart des Pferdes, 38. Fläche, 41. Zergliederer, 43. Staatshaushaltsplan, 44. Teil des Bruchs, 46. Elbenebenfluß, 47. griech. Insel, 48. einer der sagenhaften Gründer Roms, 49. Teil des Eßbestecks, 51. Gestalt der Franz. Revolution, 53. Speisefisch, 54. Edelapfel, 61. Märchenfigur, 63. Treibmittel, 65. schmale Straße, 68. Nordwesteuropäer, 69. Zitatensammlung, 72. Grasland, 73. Brettspiel, 74. braune Farbe, 75. Metallstift, 76. Stadt in der Türkei, 77. Zusammenstellung, 79. zugeschnittenes Holz, 80. finn. Langstreckenläufer der zwanziger Jahre, 82. Fluß in Schottland, 84. Gewässer, 88. Leichtathlet, 90. Lachsfisch, 91. legend. Held der mittelalt. Literatur, 92. Bootswettfahrt, 94. Gestalt aus „Schneeflöckchen", 95. Ringelwurm, 96. Tongeschlecht, 98. Legierung aus Kupfer und Zink, 99. Hauptstadt der Estn. SSR, 101. feiner Niederschlag, 102. ind. Herrscher des 16./17. Jh., 103. männl. Schwimmvogel, 104. Summe, 105. Abwesenheitsnachweis, 107. Eintritt, 114. Landschaft im West-Peloponnes, 117. Nachlaßempfänger, 119. Elch, 120. mittelital. Stadt, 122. Voranschlag, 124. Weinernte, 126. Tafelgemälde, 127. Fuldanebenfluß, 130. weibl. Vorfahr, 132. unerwünschter Hohlraum in Gußstücken, 133. Stadt in Mittelsibirien, 135. europ. Hauptstadt, 137. Behälter für Stimmzettel, 139. Behältnis, 140. jugoslaw. Stadt, 142. Nagetier, 144. Triebkraft, 145. Erfinder des Laufrades, 146. marderart. Raubtier, 148. Maul des Rotwilds, 151. Verbindung eines chem. Stoffs mit Sauerstoff, 154. Schieferfelsen, 156. griech. Buchstabe.



Preisfrage

Preisfrage: Aus den Buchstaben der Kreisfelder (Reihenfolge waagerecht) ergibt sich eine techn. Einrichtung zur Kontrolle des Luftraumes. Wie heißt sie? Postkarte genügt – Einsendeschluß: 05. 11. 1979. Wir belohnen Ihre Mühe mit 25, 15 und 10 Mark (Losentscheid). Auflösung im Heft 11/79.

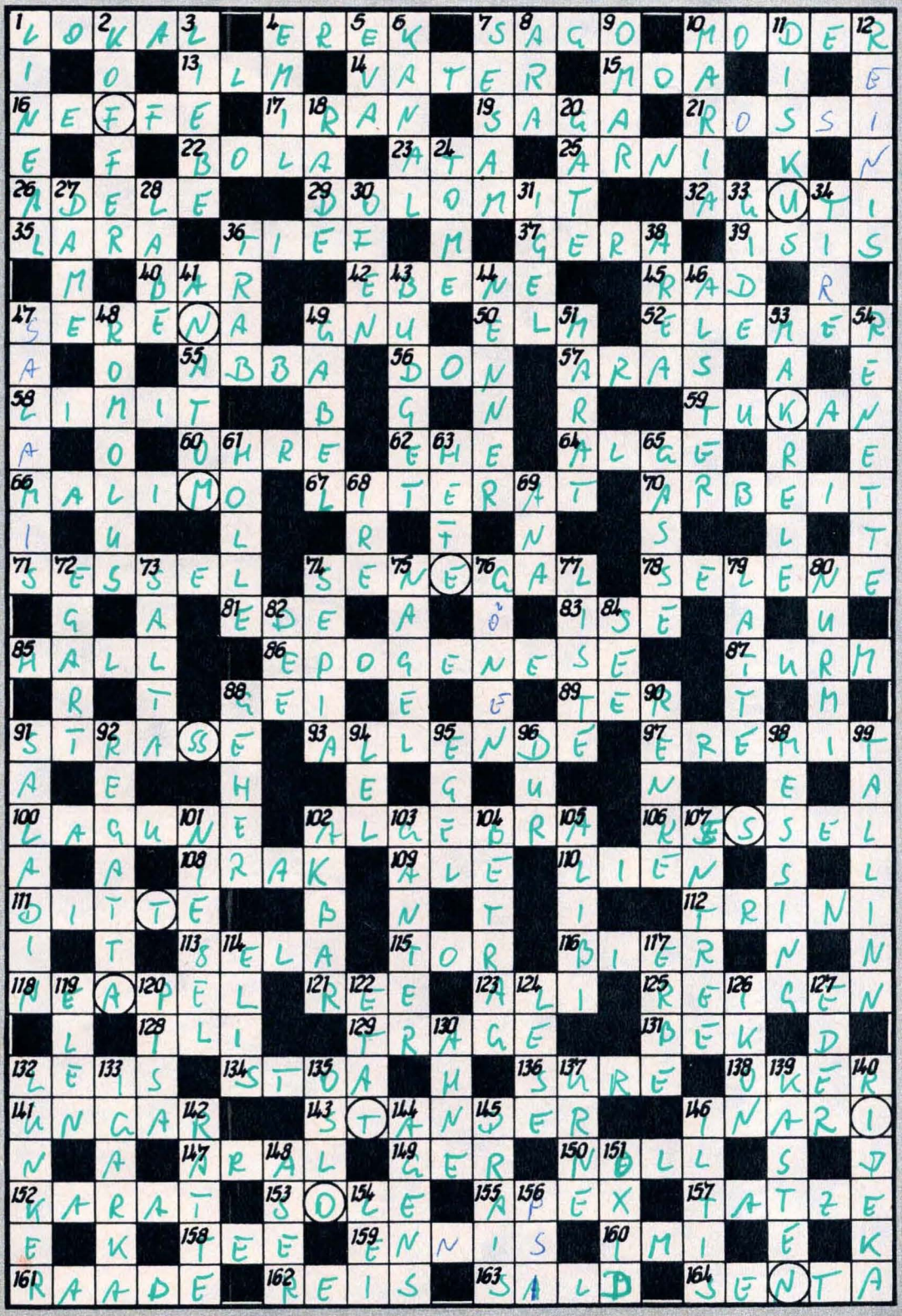
Auflösung aus Nr. 9/79

Preisfrage: *Die richtige Antwort lautet: Manöver. Die Preise wurden den Gewinnern durch die Post zugestellt.*

Waagerecht: *1. Tanker, 5. Kalla, 9. Mangan, 13. Lunker, 15. Aleman, 17. Edison, 18. Atebrin, 19. Riegel, 20. Geer, 22. Grat, 24. Adele, 27. Rate, 29. Elea, 31. Altan, 34. Mate, 36. Alte, 37. Uran, 39. Trass, 40. Fuge, 42. Star, 43. Mode, 45. Tier, 48. TASS, 50. Goa, 52. Artillerie, 54. Bratislava, 56. Arg, 57. Rat, 59. Nis, 60. Martini, 65. Renette, 68. Kur, 69. Ero, 70. Podesta, 72. Alkan, 75. Lobelie, 77. Ana, 78. Mal, 80. Thales, 81. Epilog, 82. Lot, 84. Bug, 86. Flunder, 88. Seger, 90. Katalog, 91. Ist, 92. Ale, 93. Astarte, 96. Rederei, 100. Ase, 102. Feh, 104. Sen, 105. Bandbreite, 106. Anastigmat, 107. Epi, 109. Maar, 112. Uden, 115. Heer, 117. Isis, 119. Clan, 120. Omaha, 121. Iren, 122. Aron, 124. Brei, 126. Stube, 129. Elen, 131. Lehm, 132. Banat, 135. Bene, 137. Oise, 139. Elemer, 140. Iberien, 143. Tennis, 144. Nenner, 145. Treber, 146. Graben, 147. Nebel, 148. Reseda.*

Senkrecht: *1. Trema, 2. Neige, 3. Eloge, 4. Rune, 5. Ket, 6. Arete, 7. Larve, 8. Ali, 9. Mara, 10. Anita, 11. Gagat, 12. Nilin, 14. Karat, 16. Engel, 21. Erato, 23. Ratte, 25. Deut, 26. Lear, 28. Tete, 30. Last, 32. Laut, 33. Ares, 35. Sago, 38. Raster, 41. Garant, 42. Stamm, 43. Milan, 44. Darg, 46. Iran, 47. Reise, 49. Stake, 50. Ger, 51. Abt, 53. Erika, 55. Tirol, 58. Amok, 61. Anopheles, 62. Treblinka, 63. Gran, 64. Lena, 66. Eremitage, 67. Trikolore, 71. Tasse, 73. Latte, 74. Amöbe, 76. Omega, 77. Aal, 79. Log, 83. Oste, 85. Ural, 87. Riese, 89. Gaze, 90. Keres, 93. Album, 94. Tantal, 95. Tartu, 97. Enter, 98. Remise, 99. Iltis, 101. Eile, 102. Fee, 103. Hai, 104. Save, 108. Prag, 110. Acht, 111. Raab, 113. Düren, 114. None, 115. Habe, 116. Elemi, 117. Irma, 118. Inka, 123. Olein, 125. Rhone, 126. Steig, 127. Ulema, 128. Ebene, 130. Niere, 131. Leite, 132. Beere, 133. Nante, 134. Tosca, 136. Eren, 138. Ster, 141. Ben, 142. Erl.*

Autor: Peter Klein
Vignette: Joachim Hermann



Walter Womacka . . . wenn Kommunisten träumen

Helmut Preißler Vom Träumen

Wie ist der arm, der nicht zu träumen weiß
die guten Träume nach erfüllten Tagen,
wenn uns des Tags Gedanken weitertragen
zu fernem Ziel, zu dem wir Brücken schlagen
hin zu Gestaden, die kein Mensch noch weiß –
wie ist der arm, der nicht zu träumen weiß!

Wie ist der arm, der nicht zu träumen weiß,
ein gutes Arbeitsstück in seinen Händen,
das sich dem Großen einfügt, zu verwenden
für wieder Größeres, das zu vollenden
er seine kleine Mühe tauglich weiß –
wie ist der arm, der nicht zu träumen weiß!

Wie ist der arm, der nicht zu träumen weiß,
wenn ihn des Nachts die Atemzüge wiegen
von Frau und Kindern, die ihm nahe liegen
und müd sind von den kleinen Arbeitssiegen,
und drüber singt die Stadt ihr Nachtlied leis –
wie ist der arm, der nicht zu träumen weiß!

Wie ist der arm, der nicht zu träumen weiß,
der niemals leicht, in schwerelosem Schreiten
sich über Häuser hob, hoch über Weiten
sich mühlos schnellte hin zum Glückbereiten,
von Freude trunken und von Sehnsucht heiß –
wie ist der arm, der nicht zu träumen weiß!

Wie ist der arm, der nicht zu träumen weiß
vom kleinen Glück, das in ein großes mündet,
weil weltenweit die Menschheit sich verbündet
zur letzten Schlacht – und endlich Frieden findet
im Kommunismus, den ich lob und preis –
wie ist der arm, der nicht zu träumen weiß!

Aus dem Lyrikband „Taten und Träume“,
der 1980 im Militärverlag der DDR erscheint.
Reproduktion: Deutsche Fotothek Dresden

Columbus auf Zeit

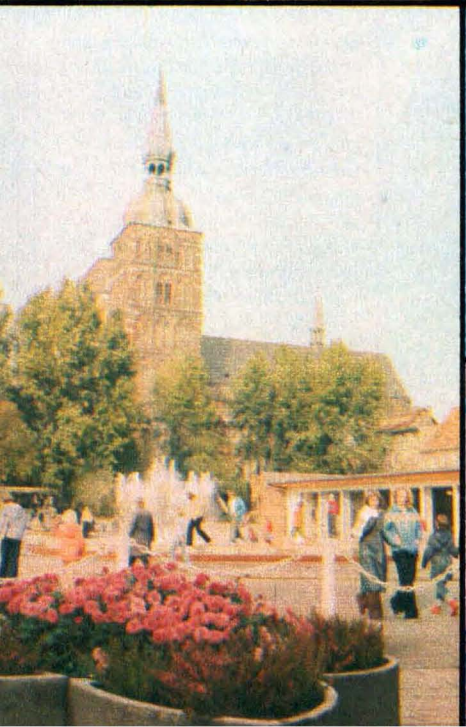
Als Christoph Columbus 1492 Amerika entdeckte, mehr zufällig, wie wir wissen, da war die kleine Stadt Stralsund schon 258 Jahre alt, stand da schon das herrliche gotische Rathaus, gab es über zwanzig Werftplätze, blühten Handel und Gewerbe. Und seit Columbus ist allerhand entdeckt worden – beispielsweise auch der Sauerstoff. Der Chemiker Carl Wilhelm Scheele, geboren in der Stralsunder Fährstraße Nummer 23, hat ihn 1772 bestimmt. Wenige Meter weiter, vor dem Haus Nummer 21, entdeckt man eine in den Gehsteig eingelassene Gedenkplatte für Major Ferdinand von Schill. Dieser wahrhaft patriotische preußische Offizier fiel hier 1809 im Kampf gegen die napoleonischen Eroberer. Nur ein paar Schritte, und man gelangt zur Schillstraße, wo sich gleich das Johanniskloster befindet, erbaut so um 1250 herum.

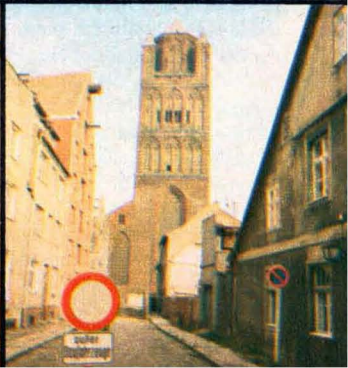
Vier junge Leute stehen davor, etwas zaghaft, wie's scheint. Doch sie dürfen getrost hinein, denn sie werden erwartet von einem liebenswürdigen Stralsund-Kenner, der wunderbar erzählen kann.

Wer wie diese vier mit Entdeckerlust durch Geschichte und Gegenwart Stralsunds streift, gewissermaßen wie ein Columbus auf Zeit, und wer obendrein bald als Offizier unserer Volksmarine zur See fahren wird, nun, dem öffnet Stadtarchivar Genosse Dr. Ewe gern die Tür zu seiner Schatzkammer. Und so sind also heute zu Gast in der Barock-Bibliothek des Johannisklosters zu Stralsund: die Ehepaare Dietlind und Peter Weisemann (links) und Steffi und Roland Semsch. Im Kamin prasseln die Birkenscheite; duftender Rotwein wartet in den Zinnkrügen. Auf dem schönen, alten Intarsientisch liegt aufgeschlagen ein Prachtband, der gut und gern seine vierhundert Jahre auf dem goldgeprägten, ledernen Buckel hat – eine der unersetzlichen bibliophilen Kostbarkeiten, die die wechselvolle Ge-

Altes, junges Stralsund – so oft war es Schauplatz blutiger Kämpfe. Anfang des 14. Jahrhunderts versuchten es die Dänen, die Stadt zu erobern. Dann war es Wallenstein, der mit 25000 Mann vor ihren Toren stand. Später verwüsteten die Geschütze der Brandenburger die Stadt. Fremdherrschaft und jahrelange Belagerungen, Pest und Brandkatastrophen, der zweite Weltkrieg fügten der einst so blühenden Hansestadt furchtbare Schäden zu. Im 30. Jahr der Arbeiter-und-Bauern-Macht zeigt sich Stralsund als sozialistische Industriestadt und als Garnisonstadt, in der künftige Volksmarineoffiziere sich alte Traditionen und moderne Militärtechnik erschließen.

In seiner schmucken Uniform bummelt Roland Semsch oft mit seiner Frau und dem Töchterchen durch's Zentrum, durch die alten Straßen mit ihren prächtigen Giebelhäusern, am Hafen entlang. Jeden Tag ist Neues zu entdecken, denn allerorten wird gebaut und restauriert. Fast genau vor einem Jahr öffnete die originelle Gaststätte „Torschließerhaus" ihre Pforte. Das einst so armselige Haus wurde schon 1281 urkundlich erwähnt. Heute gehört es zur Jugendherberge „Grete Walter". Stralsunds Jugendliche haben sich dieses Schmuckstück in achtzehn Monaten Arbeit geschaffen. Geöffnet täglich ab 10 Uhr.





schichte Stralsunds und seiner Bürger nachweisen. Die beiden Offiziersschüler und ihre Frauen dürfen (ausnahmsweise!) darin blättern, dürfen die gedruckten und gezeichneten Zeugnisse stralsundischen Vorlebens in Ruhe betrachten und viel, viel fragen. Bis tief in den Abend sitzt die kleine Runde beisammen. Noch oft wird Wein nachgeschenkt. Und man spricht über die Stadt, in der die vier jungen Leute leben, in der sie arbeiten und studieren, ihre Kinder großziehen, in der sie ihre Liebe erleben und das Leben für sich entdecken . . .

⊙

„Ein Matrose – nie!" Das war der eherne Vorsatz der blonden Dietlind, bevor sie Frau Weisemann wurde. Die Uniform, ja, die hat ihr schon gefallen. Aber die Jungs sollten ja wohl keinen besonders guten Ruf haben. Meinte sie. Bis zu jenem sommerlichen Laubenpieperfest, auf das es den dunkelhaarigen Peter verschlug. Für beide begann die große Liebe. –
Zur Armee hatte sich Peter eigentlich nur für vier Jahre verpflichtet. Doch der gelernte BMSR-Techniker ist „militärisch vorbelastet" – sein Vater war lange Jahre Grenztruppen-Offizier. Das mag mit zu seinem Entschluß beigetragen haben, aus den vorgesehenen achtundvierzig Monaten eine Sache für's Leben zu machen, Offizier zu werden. Die Kommandeurslaufbahn hat er gewählt. Wie sein Freund Roland Semsch studiert er an der Offiziershochschule der Nationalen Volksarmee „Karl Liebknecht" hier in Stralsund, auf dem Gelände, das seit der Zugehörigkeit der Stadt zu Schweden im 17. Jahrhundert noch immer „Schwedenschanze" heißt.
Was erwartet er von seinem Offiziersberuf? „Ich weiß, es ist nicht jedermanns Sache, viel Verantwortung zu übernehmen. Als Volksmarine-Offizier aber muß man unter anderem auch das können. Und genau das reizt mich. Ich möchte mal auf einem Raketenschnellboot dienen. So ein Schiff hat Waffen. Und die muß man im Ernstfall richtig einsetzen können, wenn unser friedliches Leben auf dem Spiel steht. Wir haben unlängst eine Reise nach Leningrad gemacht und dort Kampftechnik der Baltischen Rotbannerflotte erlebt. Das hat uns sehr beeindruckt. Aber an unserer Offiziershochschule bekommen auch wir alles nötige Rüstzeug, um später im militärischen Leben unseren Mann zu stehen. Und das ist doch die Hauptsache." Genosse Weisemann sagt dies ruhig und bedacht. Reife, Klugheit, auch Stolz sind in seinen Worten.
Peters Offiziersschüler-Zeit hat auch seine hübsche Frau reifer und klüger werden lassen. „Ich weiß doch, daß wir in unserem Land solche Männer wie Peter brauchen. Wenn es auch Schwierigkeiten geben wird, denn vielleicht müssen wir weg von meiner Heimatstadt Stralsund – ich will's nicht anders. Ich möchte später mal wissen, wofür man sein Leben gelebt hat. Und ich denke, so lohnt es sich." Das war beileibe kein Trinkspruch. Aber alle nehmen einen tiefen Zug aus dem Rotweinbecher.

⊙

Beide sind sie in Freital geboren, sind in dieselbe Klasse gegangen, sind gleichaltrig, na gut, fünf Tage Unterschied. Beide versuchten sich im Judo; er hat den orangenen, sie den gelben Gürtel errungen. Zusammen haben sie Tanzstunden genommen, gehen auch heute noch gern tanzen. Früh haben sie sich füreinander entdeckt, Steffi und Roland Semsch. Und noch etwas entdeckte Roland – seine Liebe zur See. Nach der 10. Klasse gings nach Rostock ins Fischkombinat. Lehrausbildung mit Abitur. Als Töchterchen Kathleen unterwegs war, war auch Vater Roland unterwegs, als Matrose auf hoher See. Bis nach Kanada schipperte er. Und eines Tages erfuhren seine Kumpels auf dem Fangschiff, daß Roland Semsch zur Volksmarine gehen will. Genosse Semsch lacht, wenn er sich heute erinnert, wie unterschiedlich das aufgenommen wurde: „Von ‚Spinner!' bis ‚Alle Achtung!' war da alles vertreten!" Und dann sagte er seiner Steffi: „Ich mach' nun doch keine vier Jahre. Ich mach' fünfundzwanzig. Für's erste."
Er war bereits im 4. Studienjahr, als er sich entschloß, Kandidat der Arbeiterpartei zu werden. „Bei mir brauchen solche wichtigen Entscheidungen ihre Zeit. Geheiratet haben wir zum Beispiel auch erst, da konnte unsere Kathleen schon die Blumen streuen. Aber da war's bei mir dann auch soweit. Und ebenso ging es mir hier. Genosse zu werden ist ja schließlich nicht irgendwas."
Roland Semsch hat schon ein Stück von der Welt gesehen. Als Fahrensmann hätte er gewiß noch manche große Reise machen können. Nicht doch ein Wermutstropfen? „Überhaupt nicht. Ich möchte gern auf ein Torpedoschnellboot. Und wenn es auch bestimmt nicht immer einfach und glatt gehen wird – aber ich freue mich auf die Arbeit mit den Matrosen und Maaten. Wir werden gemeinsame Kampfaufträge erfüllen müssen, die es in sich haben. Aber da kann man doch zeigen, ob man ein ganzer Kerl ist und ob man auch einsteht für die Sache, um die es uns geht."
Klar, von Stralsund einmal wegzumüssen, fällt beiden schwer. Sie haben die Stadt liebgewonnen. Hier sind ihre beiden Kinder geboren. „Na und! Wenn's sein muß, gehe ich mit ihm bis ans Ende der Welt. Eine richtige Liebe findet doch überall ihr Zuhause!" Steffi lacht, als sie das sagt. Sie ist Mechanikerin, Dietlind ist Friseuse. Beide sind Facharbeiterinnen. Arbeit gibt es bei uns überall, Kindergärten und Schulen auch, vielleicht sogar wieder eine Neubauwohnung, sagen sie. „Auf unsere Frauen!" Die Männer leeren ihre Weinkrüge.

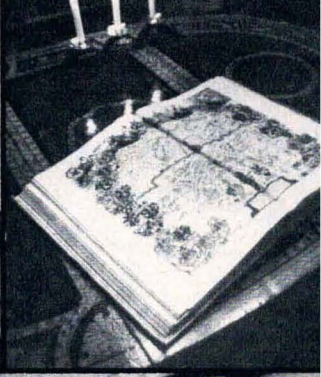
⊙

In der Stadt am Strelasund liegen Alt und Neu dicht beisammen. Vom fernbeheizten, fernsehantennenbestückten, doch nicht fern der romantischen Altstadt liegenden Neubaugebiet mit seinen schmucken, komfortablen Wohnbauten machen sich die vier nochmals auf. Sie wollen ein Stück Stralsund entdecken, das nicht jeder kennt. Ein altes Haus in der Frankenstraße ist ihr Ziel – die „Schiffer-Compagny".
Vier Jahre vor Columbus' Entdeckung, 1488 nämlich, wurde

dieses Schutz- und Hilfsbündnis der Stralsunder Schiffer gegründet. Die Urkunde darüber liegt wohlverwahrt im Panzerschrank. Heute finden sich hier seefahrende Stralsunder zusammen, um zu klönen, von ihren Reisen zu erzählen und einfach eine schöne Seefahrertradition am Leben zu erhalten. Kapitänsbilder schmücken die Wände, Mitbringsel aus aller Herren Länder sind zu bestaunen, auch eine Schiffsglocke, die mit achtglasigem Läuten wohl so manches neue Jahr an Bord begrüßt haben mag. Und auch eine gewaltige, alte Sammelbüchse ist da, die unsere jungen Leute nicht unbeachtet lassen (Foto S. 66). Prachtstück aber ist das Schiffsmodell der „Prinz Carl", ein sogenanntes Admiralitätsmodell, das einzige dieser Art bei uns in der DDR. Bei Kerzenschein läßt es sich hier herrlich schwatzen. Und wenn dann gar noch eine Rolle Seemannsgarn abgespult wird . . .
Spät verabschiedet man sich. „Allzeit gute Fahrt!" und „Macht's gut, Genossen!" heißt es herzlich. Gemächlich schlendern die beiden Ehepaare heim. Ein Stück geht es die mittelalterliche Stadtmauer entlang, die derzeit von polnischen Fachleuten meisterlich restauriert wird. Man munkelt, sogar ein Weinkeller soll hier entstehen. Vorbei geht es am Stralsunder Theater, das sie besuchen, so oft es Dienst und Elternpflichten erlauben. Nicht weit davon das Schill-Denkmal, in der Nähe auch das Monument für Ernst Thälmann. Dicht beisammen liegen Alt und Neu in der Stadt am Strelasund. Noch längst nicht alles ist entdeckt, was diese Stadt ihren Bewohnern und Gästen zu bieten vermag. Aber die zwei Genossen und ihre Frauen, die hier gut und glücklich leben, sind noch nicht einmal so alt wie unsere Republik. Viel Zeit also, um immer wieder auf Entdeckung zu gehen. Und es lohnt sich jeden Tag mehr.

Mit dabei waren Oberstleutnant Ernst Gebauer (Fotos) und Karin Jaeger (Text).

Stralsund aus der Möwenperspektive. Mehr als 73000 Menschen wohnen hier. So sehr es Roland Semsch auf See zieht – nach jedem Törn wird er sich heimsehnen zur Familie, in die hübsche Neubauwohnung, die er von der Armee bekommen hat. Auf ganz kleiner Fahrt sind Weisemanns, einmal rund um die Stralsunder Volkswerft. Riesige Pötte werden hier gebaut, Supertrawler für den Fischfang, bewährt auf allen Weltmeeren. Ja, es läßt sich leben in Stralsund, in dieser Stadt, die eine große Vergangenheit hat, aber eine noch viel größere Zukunft.



Hallo,

Wie hoch ist dein Blutdruck? Bist du farbtüchtig? Was sagst du zur Taubenvermehrung in Berlin? Wie lange putzt du dir morgens und abends die Zähne? Hattest du schon mal Mumps? Viele Briefe und Karten erreichten unsere Redaktion mit dem Wunsch, Mögliches und Unmögliches von Veronika Fischer zu erfahren. Wir haben ein paar Fragen unserer Leser zusammengefaßt, rückten der Vroni auf die Bude und baten sie, Rede und Antwort zu stehen. Allerdings schienen uns die anfänglichen Fragen nicht so wichtig, um diese populäre Künstlerin vorzustellen.

Wie löst du deine Garderobenprobleme?

Selbst nicht. Es sind Entwürfe einer Modegestalterin vom Komitee für Unterhaltungskunst. Jutta Wittwer heißt sie.

Wieviel Kleider schleppst du gewöhnlich auf Tourneen mit?

Das kommt auf das Wetter und auf die Dauer der Reise an.

Wenn deine Stimme, was ja keiner hoffen möchte, dich einmal verlassen sollte, was würdest du dann machen?

Noch habe ich sie. Aber wenn schon so schwarze Gedanken, dann würde ich etwas machen, was mit bildender Kunst zu tun hat. Das ist meine dritte Liebe . . .

Wieso dritte?

Die erste ist mein Mann, László Klèber, der zugleich Organisationschef der Band ist. Na, und die zweite Liebe ist natürlich mein Beruf . . .

Gibt es noch anderes, das dir Spaß macht?

Stunden der Muße sind selten. Wenn ich sie habe, zweige ich immer ein paar für das Sticken ab. Es sind naive Bilder, die ich damit gestalte. Ein guter Ausgleich für die Hektik des Alltags. Und dann betreibe ich auch noch das Teekochen beinahe als Kulthandlung.

Tee ist gut – aber trinkst du auch scharfe Sachen?

Nein, ich rauche nicht und trinke auch keinen Alkohol. Das bekommt mir übrigens sehr gut.

Eine fünfzehnjährige Leserin wollte wissen, ob du auch Probleme mit deinen Lehrern hattest.

Nicht mehr und nicht weniger als andere auch. Eine schlechte Schülerin war ich aber, glaube ich, nicht.

Hast du Kinder gern?

Und wie . . .

Deine Band zieht eine gewaltige Technik hinter sich her. Es gab dafür sogar schon die scherzhafte Bezeichnung „Vronis Wanderzirkus".

Die Technik, das ist schon ein Kreuz. Wir wünschen sie oft zum Teufel. Nicht nur, weil sie sehr teuer ist, sondern weil sie uns bald mit ihrem Aufwand erschlägt. Ohne Technik würde Musik auch Spaß machen – aber mach' was gegen die Entwicklung unserer Zeit . . .

Für Mädchen vielleicht auch eine technische Frage: Warum trägst du dein Haar immer offen?

Ganz einfach, gebunden stört es mich.

Wie lang sind deine Haare?

Ich habe sie noch nicht gemessen.

Welche Auszeichnungen trafen dich schon?

Ooch, da habe ich eine ganze Lade in meinem Schreibtisch voll. Nur ein paar möchte ich nennen. Carl-Maria-von-Weber-Plakette, Berlin-Preis, 1. Preis Schlagerfestival Dresden, die Bernsteinerne Nachtigall von Sopot, den Kunstpreis der FDJ, vom Ministerium für Kultur die Goldmedaille anläßlich des III. Interpretenwettbewerbes der DDR, den 3. Preis des „Goldenen Orpheus", den Kunstpreis der DDR – alles kann ich nicht aufzählen. Das langweilt auch nur.

Wer schreibt dir die Texte?

Die meisten sind von Kurt Demmler.

Machst du auch selbst welche?

Nein. Eine Idee dazu liefere ich hin und wieder.

Erika Neumann möchte, daß du ein bißchen über deine Jungs erzählst!

Fangen wir bei Franz Bartzsch an. Er ist der musikalische Leiter der Band. Zugleich Komponist, Sänger, Arrangeur und Keyboardspieler. Frank Hille sitzt am Schlagzeug. Er gehört meiner Meinung nach zu den besten seiner Zunft in der DDR. Erfreulich, daß er sich auch zum Gesang qualifiziert hat. Mit Franz und Frank bin ich am längsten zusammen.
Jürgen Ehle spielt Gitarre und kokettiert oft mit seinem kuriosen Lebenslauf: Geburtsort Peking, Kinderjahre in Ägypten. Hans-Jürgen Reznicek ist unser Baßgitarrist. Franz, Frank und Jürgen haben „gedient". Frank und Jürgen waren stramme Grenzer. Alle haben Frauen, mehr oder weniger feste.

Matrose Heiko Ewert möchte wissen, wie ihr als Musiker

Vroni!

Autogramm-Anschrift:
Veronika Fischer
1034 Berlin,
Postfach 9

am Leben dranbleibt. Seid ihr überhaupt noch Menschen unter Menschen?

Eine gute Frage. Erst einmal, glaube ich, sind wir unkompliziert und meistens zu allen freundlich. Es hat oft den Anschein, daß Popularität entfremdet. Aber das ist bei uns nicht so. Wir suchen immer die Nähe des Publikums – und das nicht nur von der Bühne herab. Gespräche und Diskussionen sind nicht selten. Allerdings ist es oft auch lästig, bekannt zu sein. Ob beim Einkaufen oder Spazierengehen, man wird angestarrt oder gar aufdringlich angesprochen. Kinder schreien mir hinterher: „Guck mal, da ist die Vroni Fischer!" Aber damit muß man halt leben. Sehr guten Kontakt habe ich zu den Nachbarn in meinem Haus.

Wie viele Live-Konzerte habt ihr in einem Jahr?

Durchschnittlich 150. Dazu kommen noch etwa 20 Fernsehsendungen.

Wie ist das mit dem Film? Würdest du Angebote für einen Spielfilm annehmen?

Klar. In Polen wurde ich schon dafür „entdeckt". Ich hatte eine Rolle in dem Film „Echter Charme." Dort sang ich die „Tolle Lola", einen Schlager aus den zwanziger Jahren. Die „Lola" habe ich auch in meinem Konzertprogramm. Das bringt ein wenig andere Farbe hinein.

Fühlst du dich eigentlich als Chefin?

Zwangsläufig. Für alle kommerziellen Fragen muß ich schon meinen Kopf hinhalten. Ansonsten haben wir eine gute Arbeitsteilung. Um Technik und Organisation kümmert sich, mit der nötigen Ruhe und Umsicht, László. Immerhin haben wir ja noch drei technische Mitstreiter hinter der Bühne. Franzl Bartzsch macht das Musikalische. Bisher haben wir alles ganz gut hingekriegt.

Woher kommen die musikalischen Einfälle?

Meist hat Franz Bartzsch eine Grundidee. Die vervollkommnen wir oft gemeinsam. Dann erst wenden wir uns an den Texter. Manches Mal ist es auch umgekehrt, und die Musik wird zu einem Text gemacht.

Fühlst du dich als Star?

Mir behagt diese Bezeichnung nicht so sehr. Mein Beruf ist Sängerin, und ich liebe diese Arbeit. Sie macht mir vor allem deshalb Spaß, weil ich vielen damit eine Freude machen kann.

Obligatorische Frage: Hast du noch Lampenfieber?

Natürlich, auch das.

Während der Arbeiterfestspiele 1978, zur Parade des Soldatenliedes, hast du ja auch ein spezielles Lied für Soldaten uraufgeführt: „Klar werd' ich warten". Wie kam dieses Lied zustande?

Angeregt wurde ich dazu durch die Post von Soldaten, die ich in Mengen bekomme. Sie meinten, ich solle für sie mal etwas Spezielles singen. Darüber sprach ich mit Kurt Demmler. Na, und er machte diesen anspruchsvollen Text, der mir nach wie vor gefällt. Soldaten sind ein sehr dankbares Publikum. Und ich finde auch, daß ihre musikalischen Bedürfnisse gewachsen sind.

Vroni, worin siehst du deine Verantwortung als Künstlerin?

Ich möchte meine Zuhörer nicht mit schlechter Musik betrügen. Wir versuchen an uns deshalb immer hohe Ansprüche zu stellen, nicht ins Seichte abzurutschen. Unsere Musik soll nicht nur unterhalten. Die Texte sollen zum Nachdenken anregen, Gefühle aktiv werden lassen, den Sinn des Lebens hier und heute besser zu verstehen . . .

Das Gespräch führte Major Wolfgang Matthées.

Die Fragen erwählten wir aus den Zuschriften von Bärbel Kaden, Klaus Böhme, Unteroffizier Frank Grabbert, Mathias Noack, Obermatrose Bollmann, Angelika Lindner, Unteroffizier Thomas Göllner, Gisela Nawrath, Lutz Stiehler, Dirk Gräning, Gisela Biller, Matrose Heiko Ewert, Soldat Norbert Kähn.

Fotos:
Oberstleutnant Ernst Gebauer

Der Unbekannte aus dem Rayon J. P.

Fortsetzung von Seite 19

fochten und für persönliche Tapferkeit den Wladimirorden erhalten hatte. Und ich selber wußte doch, daß unser Parkkünstler trotz seiner Adelsprädikate und des Ranges bei Hof fortschrittlichen Künstlern half: Heinrich Laube gewährte er Unterschlupf und Schutz vor Nachstellungen. Für Heinrich Heine setzte er sich beim Verlagshaus Campe ein, später auch für einen Sanatoriumsaufenthalt.

Nikolai Andrejitsch schaute in Gedanken versunken über den Pleasure-Teil in den Park. Die Seerosen schlummerten halbverschlossen im Blumenteich. Plötzlich blickte unser Gast auf und sagte: „Eben träumte ich ein wenig. Boskette, bizarre Solitärs, Baumgruppen und Laubwände verwandelten sich in Kulissen eines übergroßen Theaters. Ich kam mir vor, als säße ich im Souffleurkasten. Plötzlich belebte sich die Szene. Ärmlich gekleidete Bauern bringen auf Karren einen Baum herangeschleift. Andere stellen hölzerne Winden auf. Hagere Gestalten in grau-weiß gestreiften Kitteln heben Erde aus und beladen Fuhrwerke. Im Hintergrund mähen Leute mit großen Strohhüten das schnittreife Gras. Mit Spaten und Hacken sieht man fleißiges Regolen, mit Karren wird duftende, schwarze Erde verteilt. Ein Gewimmel von sechzig oder vielleicht auch achtzig Menschen im Schweiße ihres Angesichts. Und inmitten des Getümmels taucht jetzt der Regisseur auf, das silbergraue Haar unter der roten Mütze mit blauer Quaste hervorquellend; Weste, Jacke und Pantelons aus weißrotgestreiftem Sommerzeug sind mit Bandtressen und Schnüren besetzt. Um Hals und Hüfte hat er sich karmesinrote, seidene Schärpen geschlungen. Eben setzt der Alte das Megaphon an den Mund, um eine mit Bündeln junger Bäumchen herankommende Gruppe von Parkarbeitern zur Pflanzstelle zu dirigieren. Bald darauf sieht man den Regisseur mit Stöcken Wege markieren. Über achtzig Jahre zählt er, treibt alle an, mit wenig Hoffnung, das Werk zu vollenden, gewiß, die Schönheit des Parkes mit eigenen Augen nicht mehr zu sehen."

Ich schwieg betroffen. Das war's! Da mußte dieser Mann aus J. P. herkommen, daß ich's begreife: Im Tiefsten ein Schauspieler, dieser Pückler! „Es ist eine große Last, Sklaverei und Ausgabe, die ich mir mit Branitz aufgebunden... Ohne Sorge, ohne Mühe, ohne Opfer hat man wenig auf der Welt..." und so fort, alles für's Publikum berechnet. Er glaubte sich stets auf der Bühne.

Genosse Schilkow wandte sich noch einmal an mich, während der Leutnant leise übersetzte. „Ich bin Ihnen sehr verpflichtet, daß Sie mir diesen schönen Park gezeigt haben. Ich werde ihn im Gegensatz zum ersten Aufenthalt vor dreißig Jahren in freundlicher Erinnerung behalten."

Ich beeilte mich zu versichern, daß ich seit Jahren keine interessantere Begegnung gehabt hätte, nun aber gern noch erführe, ob er das dem Hauptmann gegebene Versprechen gehalten habe.

„Ja", sagte der Major schlicht, „ich habe es gehalten. Mit meiner Kompanie nahm ich an der opferreichen Befreiung Berlins teil. Bis Ende 1946 diente ich als Kulturoffizier der sowjetischen Militäradministration und schied dann aus dem Armeedienst aus.

Ich war fest entschlossen, Gartenarchitekt zu werden. Mir wurde der begehrte Studienplatz erst für 1948 zugesagt. Im Moment war mir unklar, was ich in den achtzehn Monaten bis dahin tun sollte. Lange dauerte das Zaudern nicht. Ich fuhr nach J. P. und suchte die Kolchos-Vorsitzende auf. Sie war ergraut. Die Front hatte ernährt werden müssen, aber für die Arbeit waren nur Frauen da. Dauernd Verlustmeldungen: Söhne, Männer. Ich machte ihr ein Angebot. Ich arbeite mit euch in der Kolchose, und ihr helft mir, den Park in Ordnung zu bringen. Wohl weniger des Parks als der Männerhände wegen sagte sie endlich ja. Wir erinnerten uns der Weisungen des Hauptmanns und begannen an Sonntagen das schwere Werk. Während meines Studiums fuhr ich regelmäßig hinaus, später zusammen mit meiner Frau. Nach vielen Gesuchen bewilligte der Rayon eine Planstelle. Es fand sich eine kleine Wohnung, und seither bin ich dort Parkinspektor und versuche, im Sinne meines gefallenen Freundes weiterzuwirken."

So lernte ich einen würdigen Berufskollegen aus J. P. kennen. Sechs Briefe erhalte ich jedes Jahr. Ebensooft setze ich mich wohl vorbereitet und sehr behaglich in meinen Schreibsessel, um mich mit Nikolai Andrejitsch über den Gartenkünstler, Landschaftsgestalter, Höfling, Orientreisenden, Schriftsteller, Soldat, Schürzenjäger, Grundherrn, Feinschmecker auszutauschen, den die Frauen Lou rufen durften, der sich selbst Semilasso nannte: Hermann von Pückler.

Aus J. P. erreicht mich keine Post ohne Schlußsatz:

„...und möchte ich Sie herzlich bitten, lieber Freund, gelegentlich wieder einmal nach jenem Fleckchen Erde zu sehen, unter der mein Hauptmann ruht."

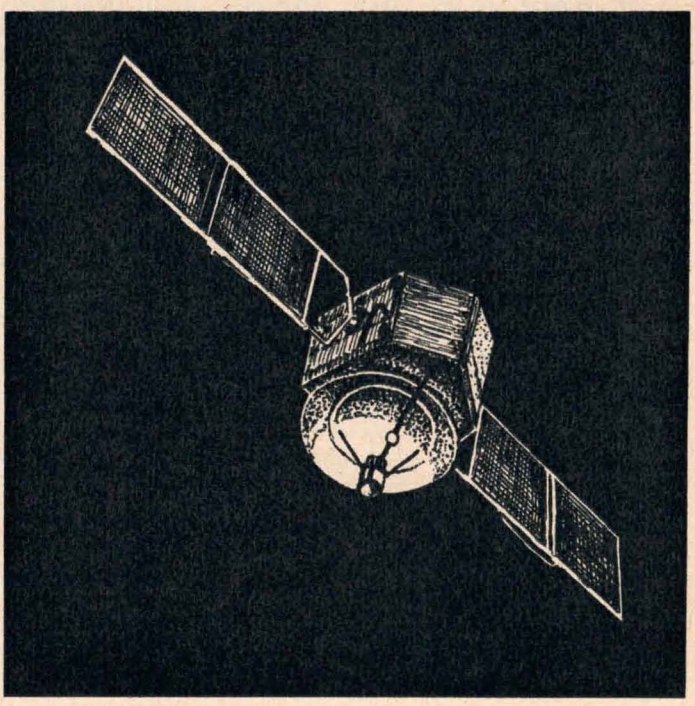
Nach wie vor erledige ich diesen kleinen Dienst als Freundespflicht.

Experimental-Satellit MAROTS (ESA – Westeuropa)

Technische Daten:

Abmessungen:	
Breite	2,1 m
Tiefe	1,7 m
Höhe	2,4 m
Spannweite der Solarzellenflächen	9,3 m
Massen:	
Startmasse	870 kg
Umlaufmasse	450 kg
Bahndaten (geplant):	
Bahnneigung	0°
Umlaufzeit	23 h 56 min
Kreisbahnhöhe	36 000 km
1. Start	geplant für 1979

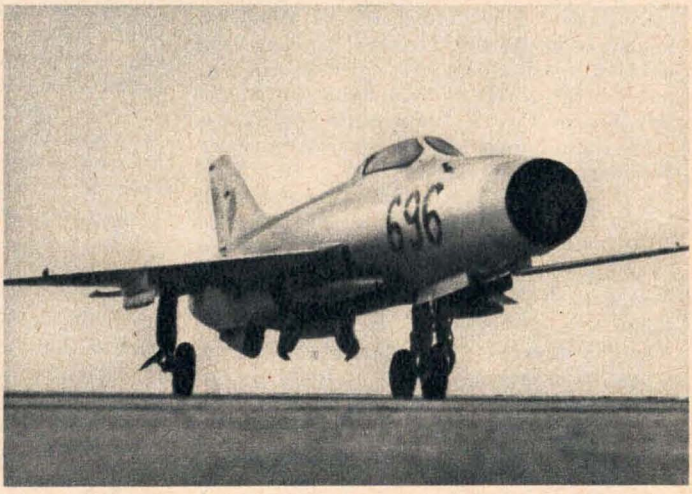
Der von der westeuropäischen Raumfahrtorganisation ESA in Auftrag gegebene Erdsatellit MAROTS soll der maritimen Nachrichtenverbindung und Navigation dienen. Er basiert auf dem gleichen Konzept wie der Satellit OTS (AR 1/78). Sämtliche Ausrüstungsteile sowie das Apogäumstriebwerk sind in dem kastenförmigen Hauptkörper untergebracht, auf dem sich die Antenne befindet. Die Energieversorgung erfolgt über Solarzellenflächen, die auf seitlichen Auslegern angebracht sind und etwa 750 Watt liefern.



Jagdflugzeug MiG-21 F-13 (UdSSR)

Taktisch-technische Daten:

Startmasse	7570 kg
Spannweite	7,15 m
Länge	15,76 m
Höhe	4,10 m
Flügelfläche	23 m²
Geschwindigkeit	2125 km/h in 12500 m Höhe
Landegeschwindigkeit	270 km/h
Gipfelhöhe	über 19000 m
– erreicht in	13,5 min
Reichweite	1580 km
Flugzeit	2 Stunden
Triebwerk	1 Strahltriebwerk R11 F-300; Schub mit Nachbrenner 54 kN (5500 kp)
Bewaffnung	1×30-mm-Schnellfeuerkanone; 2 Lenkraketen oder 2 Behälter mit ungelenkten Raketen
Besatzung	1 Mann



Die F-13 ist die erste Version der MiG-21-Serie. 1958 in Dienst gestellt, ist dieses Muster aus den Prototypen E-50 und E-2A sowie dem Deltaflügler E-5 hervorgegangen. Der Startverkürzung dienen Nachbrenner und Starthilfsraketen, die Ausrollstrecke verringert ein Bremsschirm um 380 m bis 420 m. Sechs Kraftstofftanks befinden sich im Rumpf, zwei in den Tragflächen, und ein Tank wird als Außenlast befestigt.

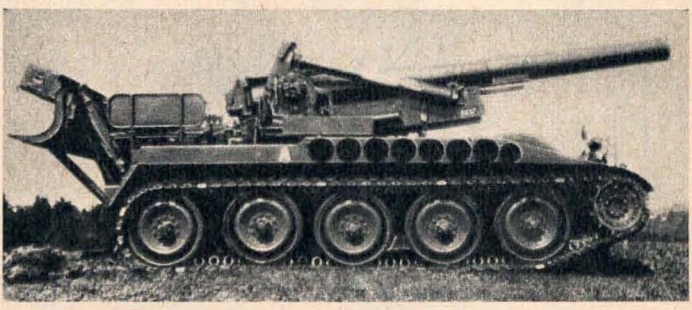
Transport-hubschrauber UH-1 D (USA)

Taktisch-technische Daten:

Masse	2310 kg
Gefechtsmasse	4310 kg
Länge	12,67 m
Breite	2,90 m
Höhe	4,39 m
Rotordurchmesser	14,63 m
Höchstgeschwindigkeit	224 km/h
Reichweite	
ohne Zusatztanks	480 km
mit Zusatztanks	1340 km
Gipfelhöhe	6700 m
Triebwerk	1 Turbine 735,5 kW (1000 PS)
Besatzung	2+11 Mann

Der leichte Transporthubschrauber wird von der BRD-Firma Dornier in Lizenz gebaut. In der Bundeswehr ist er in allen Teilstreitkräften eingesetzt. Aufhängungen für Raketen sind vorhanden.

Selbstfahrlafette 203 mm SF M110 (USA)



Taktisch-technische Daten:

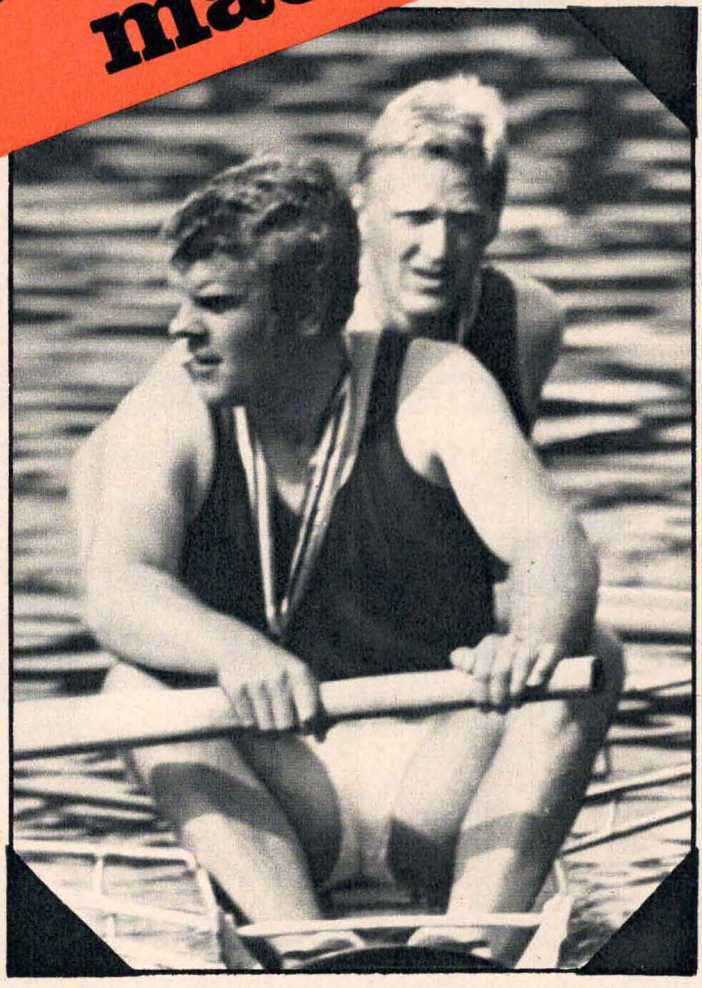
Masse	26000 kg
Länge	7900 mm
Breite	3150 mm
Höhe	3150 mm
Geschwindigkeit	50 km/h
Fahrbereich	700 km
Schußweite	16000 m
Feuergeschwindigkeit	1,5 Schuß/min
Anfangsgeschwindigkeit der Granate	594 m/s
Kletterfähigkeit / Watfähigkeit	1000 mm
Bedienung	1/10 Mann

Die SFL-Haubitze befindet sich in den Artillerietruppenteilen der Divisionen und Armeekorps der NATO-Streitkräfte. Eine Batterie hat 4 bis 6 SFL. Das Geschütz kann Kernmunition verschießen. Zu jeder Haubitze gehört ein Begleitfahrzeug für den Transport der Bedienung und eines Teils des Kampfsatzes. In der US-Armee ist das ein SPW, in der Bundeswehr ein 7-Mp-Kfz.
Die SF M110 wurde jetzt mit einem 2,44 m längeren Rohr ausgerüstet, dadurch erhöhte sich die Reichweite auf 20,6 km. Diese SFL erhielt die Typenbezeichnung M110A1, eine weitere mit Rohrmündungsbremse M110A2.

Für Schlagzeilen in der Londoner „Times" sorgte eines Tages der junge Peter Gorny. Jubel gab es auf den Rängen der Fußballplätze, wenn Otto Fräßdorf aus der Verteidigung mit dem Leder nach vorn preschte. Vierzigtausend Zuschauer spendeten begeistert Beifall, als vor acht Jahren im Olympiastadion von Helsinki der Zehnkämpfer Joachim Kirst erneut Europameister wurde. Drei Prominente aus der Schar der DDR-Athleten,

die Sportgeschichte machten,

vorgestellt von unseren Autoren Günter Teske, Oberstleutnant Günter Wirth und Heidi Fischer.



Internationale Rotsee-Regatta in Luzern 1971: Gold für den DDR-Zweier o. St. mit Peter Gorny (im Hintergrund) und Werner Klatt vom ASK Vorwärts Rostock . . .

Weltklasseruderer

Das war am 6. Juni 1965. Die großbürgerliche Londoner „Times" veröffentlichte auf ihrer Titelseite ein Foto von DDR-Sportlern. Was war geschehen? Die berühmte Henley-Regatta, zu der seit jeher die konservativen Veranstalter nur die namhaftesten Ruderer der Welt einluden, sah erstmals Aktive unseres Landes am Start. Sie hatten die Zuschauer mit ihrer Fahrweise begeistert, waren überlegene Sieger geworden. Das Bild auf Seite 1 des Blattes war eine Reverenz an das hohe sportliche Können unserer Männer, an das vorbildliche Auftreten der Debütanten aus der DDR.

Jahre des Ringens um internationale Anerkennung und um Spitzenpositionen im Wettkampf waren dem vorausgegangen. Dieser Sieg in Henley gehörte gewiß nicht zu den größten, aber zu den besonders wertvollen. So jedenfalls sieht es ein Mann, der es wissen muß, der ein gewichtiges Kapitel DDR-Sportgeschichte mitgeschrieben hat: Korvettenkapitän Peter Gorny, heute Mitarbeiter im Komitee der ASV Vorwärts. Er und sein Partner Günter Bergau erzielten damals in Henley einen Streckenrekord, der bis auf den heutigen Tag noch nicht gebrochen werden konnte.

Häufig ist in den vergangenen dreißig Jahren die Frage gestellt worden, wie es komme, daß gerade die junge sozialistische Sportbewegung unserer Republik

. . . und ein Tor für Korvettenkapitän Gorny am Ufer der Grünauer Regattastrecke acht Jahre später

so erfolgreich sei. Im Rudersport läßt sie sich gut mit der Entwicklung des früheren Radsprinters, Motor-Wasserrennsportlers und späteren Weltklasseruderers Peter Gorny beantworten. Der heute Achtunddreißigjährige hatte Rohrschlosser gelernt, ging 1959 zur Volksmarine und widmete sich wie gewohnt dem Sport. Als ASK-Trainer Walter Sternkopf Nachwuchs suchte und in dem damals spindeldürren, einsneunzig großen Matrosen aus Ammendorf den zünftigen Ruderer mehr erahnte denn erkannte, nahm Peter dessen Trainingsvorschlag gern an. Zu jener Zeit wurde die Rudermannschaft des damaligen ZSKA Berlin (sie war 1957 mit Wundratsch, Dathe, Müller, Meyer und Domnick im Vierer m. St. Europameister geworden) verjüngt. Eine neue Generation sollte auf diesem ersten Erfolg aufbauen, ihn eines Tages vielleicht wiederholen. Über zwanzig Rudersportbegeisterte begannen, sich darauf vorzubereiten. Neun von ihnen konnten sich behaupten, darunter Peter Gorny. Nach Siegen bei der Jugendmeisterschaft 1960 im Vierer und Achter zählte er dann ein Jahr später als Nachwuchsbester zu den erfolgreichsten Ruderern der DDR, gewann gemeinsam mit Günter Bergau bis 1965 viermal hintereinander die DDR-Meisterschaft im Zweier m. St., brachte es bis 1972 auf insgesamt zehn Titel im Zweier und Vierer. Dafür gesorgt hatten das pädagogische Geschick des Trainers und Peters Ausdauer, Willenskraft und Härte. Der Weg zu internationalen Erfolgen war kein Zuckerlecken.

Bevor es für Gorny und Bergau 1964 in Amsterdam den ersten Europameistertitel gab, hatte Trainer Sternkopf Fleißarbeit geleistet, den Kampfgeist seiner Schützlinge geweckt und pausenlos genährt, jahrelang an ihrer Technik gefeilt, mit seinen Jungen Niederlagen verwunden und neue Trainingsmethoden erprobt. . .

Der Kalte Krieg hatte auch vor dem Sport nicht haltgemacht. Höchstform vor Höhepunkten bereits mußten unsere Athleten beweisen für einen Platz in der sogenannten gemeinsamen deutschen Mannschaft. Korvettenkapitän Gorny erinnert sich: „Für die Weltmeisterschaft 1962 mußten wir auf neutralem Boden zu einem Ausscheidungsrennen gegen die BRD antreten. Wir unterlagen mit 10 Sekunden Rückstand – das BRD-Boot wurde Weltmeister. Ein Jahr später verloren wir die EM-Ausscheidung mit 2,4 Sekunden Rückstand – die BRD wurde Europameister. 1964 gewannen wir mit 13 Sekunden Vorsprung und holten uns den Titel. Nach unserem Sieg in der Olympiaqualifikation blieb dann in Tokio nur ein siebenter Platz übrig. Hatten westdeutsche Zeitungen vorher geschrieben, daß ‚die blonden Rostocker Rudermatrosen klare Favoriten' seien, berichteten sie nun: ‚Der ostdeutsche Ruder-Zweier ist gestrandet.' Über die wahren Ursachen und politischen Hintergründe verloren sie kein Wort."

Um mit der Bugspitze vorn zu sein, knobelten Trainer und Aktive emsig und beharrlich, veränderten ihr Training und das Material. Schließlich blieb es bei größeren Blattflächen und längeren Ruderblättern. Sie aber erforderten nun noch mehr Kraft und Kondition. „Wir schworen uns, es zu schaffen, auch wenn wir nach dem Training anfangs so hohl waren, daß wir kaum noch Kraft hatten, um aus dem Boot zu steigen. Doch die Schinderei hat sich gelohnt", resümiert der Offizier der Volksmarine. Am 8. Oktober 1965 beschloß das Internationale Olympische Komitee auf seiner denkwürdigen 63. Tagung die Teilnahme der DDR bei Olympischen Spielen mit einer eigenen Mannschaft. Ein Erfolg, der – wie Peter meint – mit keiner Medaille aufzuwiegen gewesen sei, mit solchen dann aber gekrönt werden konnte: Einem 4. Platz bei der Weltmeisterschaft 1966 folgten EM-Silber für den Rostocker Zweier o. St., Bronze im Vierer o. St. 1969, der Weltmeistertitel 1970 mit Werner Klatt im Zweier und für beide ein Jahr darauf EM-Gold.

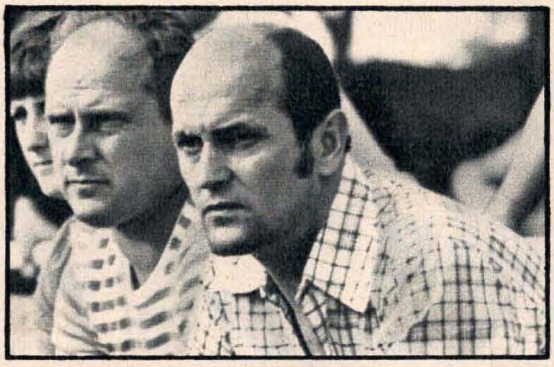
1972 beendete Peter Gorny, heute Vizepräsident des Deutschen Rudersportverbandes der DDR und Mitglied der Kommission Leistungssport der FISA (Federation Internationale Societé de Aviron), die Laufbahn des Leistungssportlers. Zuvor aber hatte er seinem Partner im Boot all das beigebracht, was er in zwölf bewegten Wettkampfjahren an Erfahrung, Technik und taktischem Können erworben hatte. Wofür sich Werner Klatt bei seinem Freund Peter Gorny eindrucksvoll bedankte: 1976 in Montreal mit Olympia-Gold im DDR-Achter.

...die Sportgeschichte machten

Otto Fräßdorf, der Nationalspieler . . .

Verteidiger mit Stürmerblut

Auf den ersten Blick bist du vielleicht geneigt, den Mann auf der Trainerbank seiner hohen Stirn und seines nachdenklichen Blickes wegen so zu beurteilen: Ein ruhiger, gesetzter Typ, langjährig erfahren. Stimmt! Nur das „ruhig" und „gesetzt" will nicht so recht passen. Kennst du ihn länger, weißt du es besser.
Der heute siebenunddreißigjährige Major der NVA und Verdiente Meister des Sports Otto Fräßdorf ist ein Sportsmann mit jugendlichem Feuer und Temperament, einer, der mit seiner Mannschaft durch dick und dünn geht. Manchmal, wenn es nicht so richtig läuft bei seinen Jungen, hat man das Gefühl, gleich stürmt er selbst aufs Feld, schnappt sich die Kugel und knallt sie ins gegnerische Tor. Das hätte er sogar noch drauf. Im Training oder beim Spiel der „alten Herren" öffnet er gelegentlich seine Trickkiste. Da können sich seine Spieler noch eine ganze Menge abgucken. Aber nicht nur deshalb ist er bei ihnen anerkannt und geachtet. Was er sich so erklärt: „Ich versuche, ein bißchen von meiner Auffassung vom Fußball, von meiner Art Fußball zu spielen, auf die jungen Spieler zu übertragen. Nicht allein Technik und Taktik, sondern auch meine Einstellung zum Fußball und zum Sport schlechthin." Wie spielte er denn? Und weshalb wohl wurde der tausendstimmige Ruf



. . . und Major Fräßdorf, der Übungsleiter. Hier mit seiner „rechten Hand" Otto Wehrmann auf der Trainerbank von Vorwärts Dessau beim ersten Heimpunktspiel der letzten Saison gegen Fortschritt Weißenfels

„Otto, Otto!" nicht nur bei den Heimspielen des ASK Vorwärts im Berliner Jahn-Sportpark so etwas wie ein Gütesiegel der Fräßdorfschen Spielweise? Eigentlich sind es doch vor allem die Stürmer mit ihren Torschüssen und die Torhüter mit effektvollen Paraden, die den Beifall der Zuschauer herausfordern. Aber wenn Otto als Verteidiger an der Seitenlinie nach vorn sprintete, vor fünfzehn Jahren schon in der Art, die heute als modernes Verteidigerspiel bezeichnet wird, dann sprang es wie ein Funke über auf das Publikum.

Otto Fräßdorf war nicht der sachliche, schmucklose Zerstörer. Er liebte das Spielen, die Improvisation. Er hatte immer eine unerwartete Aktion auf Lager, mit der er die Zuschauer, seinen Gegner, oft aber auch die eigenen Mitspieler überraschte. Weil er diese Lust am Spiel mit hohem Kampfgeist und einer unübertrefflichen Einsatzbereitschaft verband, wurde er zu einer echten Persönlichkeit auf dem Fußballfeld.

Dabei war er keineswegs ein Senkrechtstarter. Mit achtzehn, als seine Altersgenossen wie Jürgen Nöldner oder Peter Ducke beispielsweise bereits viele Juniorenländerspiele hinter sich hatten, kannte den Otto Fräßdorf noch niemand. Zu der Zeit meldete sich der gelernte Schiffsbauer freiwillig zum Dienst in der Nationalen Volksarmee. In Oranienburg, dann in Brandenburg und in Schwerin diente er, ehe ihn eines Tages das runde Leder wieder richtig packte.

Otto Hampe, sein früherer Trainer in Magdeburg, hatte das Talent des leidenschaftlichen Fußballers erkannt, wollte es nicht verkümmern lassen. Deshalb schrieb er seinem alten Bekannten, dem damaligen Vorwärts-Trainer Kurt Vorkauf: „Schaut Euch doch den Jungen mal an, es lohnt sich bestimmt." Und ob es sich lohnte. Wenngleich Otto auch beim ASK Vorwärts Berlin nicht „kam, sah und siegte". Schließlich fand er hier ein Kollektiv vor, das sich überwiegend aus Nationalspielern zusammensetzte und mit neun Punkten Vorsprung gerade DDR-Meister (1960) geworden war. Nach einem Jahr etwa hatte er den Anschluß geschafft. Da plagte ihn eine langwierige Ischiaserkrankung, und fast glaubte er, aufhören zu müssen. Doch Otto rang sich durch, und ab 1963 war er aus der Armeemannschaft nicht mehr wegzudenken.

Nationalmannschaftstrainer Karoly Soos holte sich Fräßdorf als Stürmer in die Auswahl. In ihr bestritt er in den folgenden Jahren 33 A-Länderspiele, trat fünfzehnmal in der Olympia-Auswahlmannschaft an und half 1964 in Tokio für unser Land eine Bronzemedaille zu erringen.

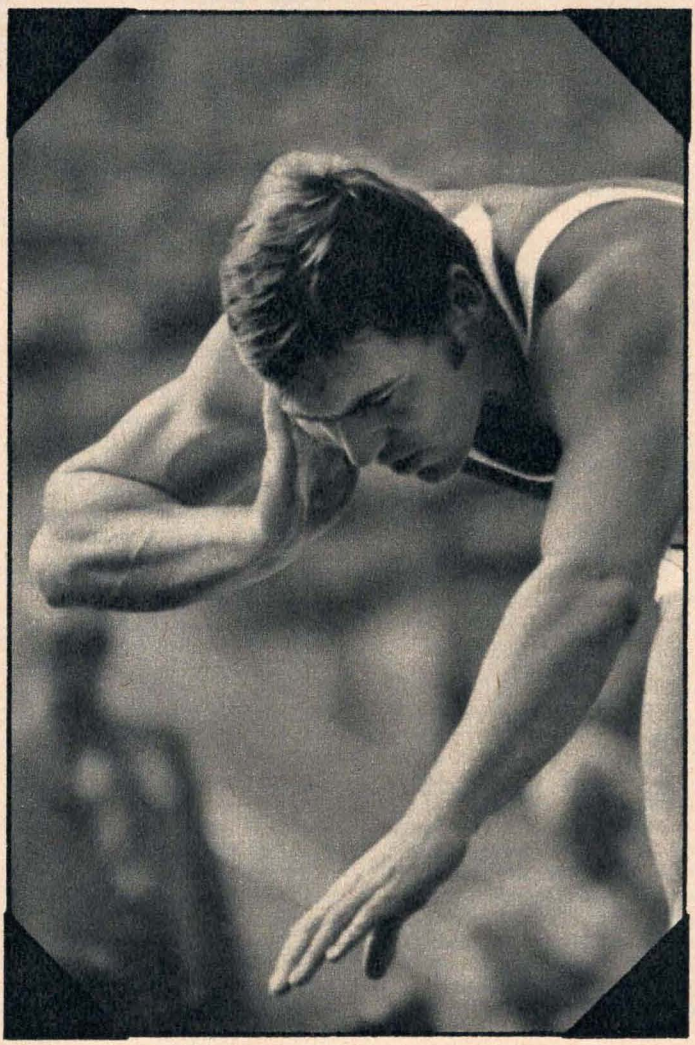
Daß er sieben Jahre später – viel zu früh für den FCV Frankfurt (Oder), der ihn noch ein paar Jahre dringend hätte brauchen können – den Leistungssport aufgeben mußte, war dem Rükken des stürmischen Verteidigers zuzuschreiben. Ein Wirbelsäulenschaden ließ hohe Trainings- und Wettkampfbelastungen nicht länger zu. Die Offiziershochschule „Ernst Thälmann" bot dem Athleten ein zweijähriges Ökonomiestudium. Er nahm es auf, wurde Offizier der Rückwärtigen Dienste.

Aber ein Otto Fräßdorf ohne Sport, ohne Fußball? Das konnte es nicht geben! Er hatte das in den zwei Löbauer Jahren gespürt und nicht verschmerzt. Also hängte er noch ein DHfK-Studium an, drei Jahre. Ergebnis: Sportlehrer und eine Berufung in ein Trainingszentrum als Trainer. Seit Juni 1978 bewährt sich Major Fräßdorf als Übungsleiter der DDR-Ligaelf von Vorwärts Dessau. Es sei nicht so einfach, nach der Arbeit mit Kindern nun im Seniorenbereich tätig zu sein, räumt er ein. „Aber es macht großen Spaß. Noch bin ich gewissermaßen ein Suchender. Ich sammle Erfahrungen, versuche einen bestimmten Stil durchzusetzen. Ich halte nichts von einer defensiven Grundhaltung. Der Sinn des Fußballs liegt vor allem im Toreschießen, deshalb möchte ich eine angriffsorientierte Konzeption entwickeln." „Und erfolgreich", bestätigt Mannschaftsleiter Günter Donath. „In der vergangenen Saison erzielte unsere Truppe mehr Tore als je zuvor."

Zweifellos hat Otto Fräßdorf seine Trainerrolle völlig richtig verstanden: „Mir geht's nicht bloß um die sportfachliche Ausbildung meiner Spieler. Ich will ein gutes Verhältnis zu ihnen, will mit ihnen offen über alles reden und erreichen, daß sie die richtige Einstellung zu ihrer sportlichen Aufgabe finden." So wie ihr Übungsleiter, bleibt da noch hinzuzufügen. Und zu wünschen wäre, daß von ihm recht bald so viel gesprochen wird wie einst vom Fußballspieler Otto Fräßdorf, dem Verteidiger mit Stürmerblut.

...die Sportgeschichte machten

Fotos: Ernst L. Bach (2), Karl Lorke, Bernd Helbig, Herbert Kronfeld, Günter Bredow



Der Zehnkämpfer Joachim Kirst bei den XX. Olympischen Sommerspielen in München 1972

Ein König der Leichtathletik

Er ist jetzt 32 Jahre alt und aus den Prüfungen noch immer nicht heraus. Seine letzte legte er in den ersten Julitagen ab, bestand sie – wie auch die vielen vorangegangenen – mit gutem Erfolg. Doch was heißt hier: seine letzte . . . Er hat „nur" einen Studienabschnitt beendet. Weitere werden folgen, ehe ihm die Militärpolitische Hochschule „Wilhelm Pieck" in Berlin das Diplom ausschreibt. Er wird also noch drei Jahre mit Lehrbüchern, Dozenten und Prüfungen leben müssen.

Müssen? Joachim Kirst will es so. Er ist nicht der Meinung, daß man sich mit einer abgeschlossenen Ausbildung im Beruf etablieren und vom einmal Gelernten zehren sollte. Dann hätte er es wohl dabei belassen, Fotograf zu sein, oder er hätte zumindest das Fachlehrerdiplom für Sport als Endziel seines beruflichen Werdeganges betrachtet. Aber er will nicht schon als junger Mann irgendwo stehenbleiben. Mit Wissen, diese Erfahrung hat er gemacht, kann man hohen Anforderungen am besten begegnen. Und so entschloß sich Joachim Kirst mit 31 Jahren zu einem zweiten Hochschulstudium. Er steckt mittendrin. Sich Ziele zu stellen und sie mit Konsequenz zu verfolgen, das hat er wohl am besten im Sport gelernt. Freilich hat er sich mit dem Zehnkampf eine Disziplin gewählt, die man nicht umsonst als die härteste der Leichtathletik bezeichnet, und

„Sportfest der Waffenbrüderschaft 1979" im Berliner Stadion Buschallee – eine gute Gelegenheit für Autogrammjäger, das freundliche Sportlerehepaar Rita und Joachim Kirst zu belagern

deren Akteure allerorts die „Könige der Leichtathletik" genannt werden.
Unter diesen „Königen" ist Joachim Kirst an der Wende von den sechziger zu den siebziger Jahren einer der besten der Welt gewesen. Mit 21 Jahren stieß er in diesen illustren Kreis vor, als er bei den Olympischen Spielen von Mexiko-Stadt 1968 einen vielbeachteten fünften Platz belegte. Ein Jahr darauf stellte er im österreichischen Schieleiten mit 8279 Punkten einen DDR-Rekord auf, der Kirsts Zehnkämpfer-Generation in unserem Land überdauerte und erst Jahre nach ihm von einem seiner jungen Nachfolger, dem Schweriner Siegfried Stark, überboten wurde. Nur um einen winzigen Punkt! Und noch heute ist Joachim Kirst in der Statistik der zweitbeste Zehnkämpfer der DDR – mit einer Leistung, die am 1. Juni zehn Jahre alt wurde. Diese Art „Geburtsurkunde" ist ein Qualitätspaß von großer Güte.
Aber Joachim zählte nicht zu denen, die Rekorde aufstellten und ihnen dann die Bestätigung fehlen ließen. Kirst konnte auch siegen. Er konnte es, weil er ein Kämpfer war, weil er sich in dieser Disziplin mit ihren so extremen Anforderungen, mit ihrem Wechsel von Lauf, Sprung und Wurf, mit ihrem zehnfachen Verlangen nach Überwindung, Einsatzbereitschaft und körperlicher Verausgabung bis zum letzten Fünkchen entfalten konnte wie nur wenige.
Zweimal ist er Europameister geworden. War der Titel 1969 in Athen schon ein großes Ereignis für ihn, so übertraf die erfolgreiche Titelverteidigung 1971 in Helsinki dieses noch. Der Kämpfer Kirst – hier kam er so richtig zum Vorschein. Den Hochsprung, eine der zehn Übungen, schilderte er wenige Stunden danach selbst: „Ich hatte mir fest vorgenommen, 2,13 m zu springen, weil ich wußte, daß nur diese Höhe das Fundament zum Sieg legen könnte. Aber bei 2,07 m brauchte ich schon drei Versuche, um weiterzukommen, bei 2,10 m zwei Versuche, und bei den alles entscheidenden 2,13 m riß ich zweimal. Als ich das dritte Mal anlief, war ich ganz ruhig. Du schaffst es, war mein einziger Gedanke, und ich schaffte es."
Wieviel Konzentration, wieviel Willen, Kraft, Nervenstärke, wieviel Energie, den schon müden Körper noch zu zwingen. Dabei war es erst die vierte der zehn Übungen, sechs folgten noch. Sechs Zehntel. Zehnmal Kampf. Er ging über zwei Tage, dauerte insgesamt 25 Stunden. Später sagte Kirst, es sei der schwerste Zehnkampf seines Lebens gewesen. Er hat ihn mit einem Sieg beendet . . .
Wen wundert's, daß Joachim Kirst auch in den Jahren danach, als er sich schon längst vom Zehnkampf zurückgezogen hatte, vor Aufgaben nicht davonlief, daß er sich in Bewährungssituationen begab und sich Prüfungen stellte? Der Sport hat ihn dazu erzogen. Und der nun jenseits der dreißig stehende Offizier der NVA – erfahren, intelligent, reif – bekennt, daß das ein Gewinn für sein ganzes Leben ist.
Er ist dem Sport treu geblieben und auch seinem Klub, in dem er ein Weltklasseathlet wurde: dem ASK Potsdam. Hauptmann Kirst ist dessen Oberinstrukteur für Parteiarbeit. Mit seinen 32 Jahren ist er ein ausgesprochen junger Mann auf diesem Posten, und er verhehlt auch nicht, daß ihm das „Funktionärsein" manche Nuß zu knacken gibt. „Ich soll und will Genossen anleiten und zu guter Arbeit befähigen, die nicht selten älter sind, einen viel größeren Erfahrungsschatz haben als ich. Das ist kompliziert", sagte er, und er machte an einem Vergleich ein weiteres Problem seiner Tätigkeit klar: „Als Zehnkämpfer konnte ich meine Leistungen messen. Da hatte ich eine Punkttabelle, die mir klipp und klar sagte, was jede Übung wert war. Jetzt? Die Ergebnisse meiner Arbeit sind nicht so sichtbar, werden es vielleicht erst nach Jahren sein. Weiß ich denn, ob nach einem Gespräch mit mir ein junger Genosse voller Elan an seine Aufgabe geht, oder ob er vielleicht im stillen denkt: Na, was der Kirst mir da erzählt hat . . ."
Daraus spricht Interesse, Engagement, Ernsthaftigkeit. Keine Routine, kein: wird schon irgendwie gehen. Er will seine Arbeit gut machen und steht deshalb dem Zweifel manchmal näher als der Zufriedenheit. Dabei braucht er sein Licht nicht unter den Scheffel zu stellen. Die Jahre als Armeesportler und als Student haben ihn auch politisch gebildet. Er ist auf ungezählten Jugendforen aufgetreten und hat sich, als er 1971 in die Volkskammer gewählt wurde, seinen Wählern gestellt. Er hat seinen Standpunkt schon damals behauptet, als er noch Zehnkämpfer war und sich anschickte, die bis dahin erfolgreicheren Athleten aus der BRD zu überflügeln und diese ihn deswegen nicht gerade mit Glacéhandschuhen anfaßten, ihn bei seinen Europameisterschaftsstarts eher schmähten und beleidigten. Und so geht Joachim Kirst auch heute Problemen und Konfrontationen nicht aus dem Wege.

Wilhelm Pieck als Tischler im Alter von 19 Jahren

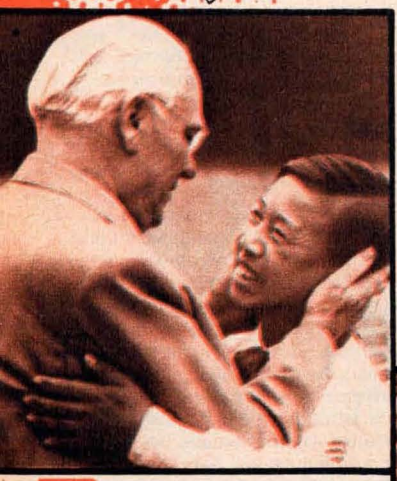
...als Parteisekretär in Bremen

Familie Pieck, 1910

Was aus einem Tischler alles werden kann

...als Ehrenkosak 1932

...koreanische Kinder zu Gast bei Wilhelm Pieck 1953



Es war am 12. Juni 1906. Der sozialdemokratische Ortsverein von Bremen wählte zum ersten Mal einen hauptamtlichen Sekretär. Sieben Kandidaten hatten sich zur Wahl gestellt. Mit 290 von 468 abgegebenen Stimmen errang einer vom linken Flügel die Mehrheit, ein dreißigjähriger Tischler, der aus Guben stammte und vor zehn Jahren zugezogen war – Wilhelm Pieck.

Später schrieb er einmal über seine Bremer Zeit: „Die 14 Jahre, in denen ich in Bremen tätig war, waren eigentlich für mich die Lehrjahre des Sozialismus. Umfassende Kleinarbeit für die Partei, Gewerkschaft, eifriges Studium der sozialistischen Wissenschaft. Werkstattdelegierter, Vorsitzender der Pressekommission, Mitglied der Bürgerschaft Nov. 1905, Delegierter zum Verbandstag der Holzarbeiter 1906 in Köln, Parteisekretär Juni 1906, Parteischule 1907/08 – Parteitag Nürnberg 1908."

●

Im April 1910 verließ Wilhelm Pieck Bremen und ging nach Berlin, um als zweiter Sekretär des Zentralen Bildungsausschusses der Partei und Sekretär der Zentralen Parteischule zu arbeiten.

„Besonderen Anteil nahm Wilhelm Pieck schon damals an der Arbeit der Jugend", berichtete Genossin Luise Reimer, in jenen Jahren seine Sekretärin. „Einmal, als er in Pankow mit etwa 30 jungen Arbeitern eine illegale Zusammenkunft hatte – politische Versammlungen von Jugendlichen waren damals verboten –, überraschte sie die Polizei. Schnell schaltete Genosse Pieck von seinem politischen Vortrag auf eine launige Geburtstagsrede um. Er erklärte dem Polizisten, heute sei Geburtstagsfeier für einen der Jungen. Als der Polizist wegen des großen Teilnehmerkreises mißtrauisch blieb, erwiderte Pieck: ‚Ich bin der Lehrer dieser Jungen, sie sind alle meine Schüler.' – ‚Alle aus einer Klasse?' Schmunzelnd wiederholte Wilhelm Pieck unter besonderer Betonung des letzten Wortes den Satz: ‚Ja, alle aus einer Klasse.' Dann sangen die Jugendlichen das Lied ‚Ist die Arbeitszeit zu Ende'. Der Ordnungshüter tippte an seinen Helm und verschwand."

●

Einen solchen Schmuck wie am 30. Dezember 1918 hat der dunkle Festsaal des preußischen Abgeordnetenhauses in Berlin noch nie zuvor getragen – rote Fahnen und Transparente.

127 Frauen und Männer aus 56 Orten Deutschlands haben sich versammelt. Sozialisten, die sich nach dem Verrat der rechten SPD-Führer vom 4. August 1914 von dieser Partei getrennt hatten, um das Banner des Marxismus hochzuhalten.

Pünktlich um 10 Uhr beginnt die Reichskonferenz, zu der die Zen-

...zu Besuch bei der Tochter Wilhelm Piecks

trale des Spartakusbundes eingeladen hatte. Wilhelm Pieck, zu einem der beiden Vorsitzenden der Konferenz gewählt, erteilt Karl Liebknecht das Wort zum Referat. Liebknecht erklärt: „Wenn wir heute auseinandergehen, muß eine neue Partei gegründet sein, eine Partei, die im Gegensatz zu den scheinsozialistischen Parteien steht . . ., eine Partei, die entschlossen und rücksichtslos die Interessen des Proletariats vertritt . . ., eine Partei, in der das Ziel und die Mittel zum Ziele gewählt sind mit klarer Entschlossenheit, mit einer Entschiedenheit, die nicht verwirrt werden kann, in der die Mittel gewählt worden sind nach den Interessen der sozialistischen Revolution."
Danach stellt Wilhelm Pieck die Resolution, der Spartakusbund sollte sich zur Kommunistischen Partei Deutschlands konstituieren, zur Abstimmung. Sie wird bei nur einer Gegenstimme angenommen. Wilhelm Pieck wird vom Gründungsparteitag zum Mitglied der Zentrale der KPD gewählt.

●

„Zu Beginn des Jahres 1923 rief mich Wilhelm Pieck eines Tages in sein Büro im Hause des Zentralkomitees der KPD", so erzählte Eleonore Staimer, seine jüngste Tochter, „Ohne große Einleitung sagte er zu mir, daß die Partei Sekretärinnen benötige . . . Als ich ein paar Monate im zentralen Parteiapparat der KPD gearbeitet hatte, ging ich zu ihm und fragte mit einem ziemlich roten Kopf, ob er etwas dagegen hätte, wenn ich ihn, wie die anderen, ebenfalls ‚Wilhelm' nennen würde. Ich könne doch unmöglich sagen, ich bringe jetzt mal die Post zu meinem Vater. Er lachte schelmisch und antwortete: ‚Warum denn nicht, wir kennen uns ja als Genossen und Freunde länger und besser.' . . . Und dabei blieb es für immer. Als ich einmal in seinen letzten Lebensjahren zu ihm sagte: ‚Wie geht es dir, Vater?', hob er den Kopf und sagte: ‚Für dich bleibe ich Wilhelm, dein Genosse und Kamerad.'"

●

„In die Listen der 2. Tschernigower Roten Kosaken-Kavallerie-Division ‚Kommunistische Partei Deutschlands' ist als Ehrenkosak Genosse Wilhelm Pieck aufzunehmen . . ." Dieser Befehl wurde am Vorabend des 1. Mai 1932 auf einer Festveranstaltung im Kulturhaus der Stadt Starokonstantinow verlesen. Zum Ehrenkosak dieser kampferprobten Division war auch Ernst Thälmann ernannnt worden, als er sie 1924 besucht hatte. Über den Besuch Wilhelm Piecks berichtete Generalleutnant Ilja Winowgradow, damals Kommandeur der Ehrenwache und in den Jahren 1967 bis 1975 Militärattaché bei der sowjetischen Botschaft in Berlin:
„Es war Mitternacht, als die Genossen Pieck und Ackermann in ihr Quartier zurückkehrten. Vor dem Schlafengehen wurden beide Genossen gebeten, sich mit dem Tagesprogramm bekannt zu machen, das für sie am 1. Mai vorgesehen war. Dabei wurde Genossen Pieck mitgeteilt, daß er um 9 Uhr als Kosak eingekleidet und ausgerüstet werde. Sodann finde ein einstündiger Trainingsritt statt. Danach werde er zusammen mit dem Divisionskommandeur zu Pferde die Parade der Truppen der 2. Tschernigower Roten Kosaken-Kavallerie-Division ‚Kommunistische Partei Deutschlands' abnehmen.
Diese Mitteilung rief beim Genossen Pieck ein Lächeln und Verwirrung hervor. Es dauerte einige Sekunden, bis er erklärte, er habe noch nie in seinem Leben die Uniform der Roten Armee getragen und selten auf einem Pferd gesessen. ‚Für mich wird sich schwerlich eine passende Uniform finden, und ohne Hilfe komme ich gar nicht mehr aufs Pferd!'
Der Leiter der Allgemeinen Abteilung des Divisionsstabes, der beauftragt war, Genossen Pieck für den Ritt zur Abnahme der Parade einzukleiden und auszurüsten, erwiderte, daß die Kosakenuniform entsprechend seiner Statur längst bereitliege und auch zwei Pferde bereitstünden, auf denen es sich gut reite, eines sei jung und ziemlich feurig, das andere ruhig. Weiter erklärte er, daß Genosse Pieck vor dem Frühstück einen einstündigen Ritt auf den ausgewählten Pferden absolvieren könne. Er solle beide Pferde prüfen, um sich jenes auszusuchen, das ihm am besten gefalle.
Aber auch diese Erläuterung vermochte Wilhelm Piecks Zweifel nicht zu zerstreuen. Die Klärung dieser Fragen wurde deshalb vertagt nach dem Sprichwort: Der Morgen ist klüger als der Abend. So geschah es, und Wilhelm Pieck nahm schließlich zu Pferde die Parade mit ab."

●

„Es gibt viele Tage in meinem Leben, die ich nicht vergessen werde", schrieb 1946 Erich Honecker. „Unvergessen bleibt mir auch der 2. Dezember 1945. An diesem Tage sind zum ersten Male nach dem Zusammenbruch der Naziherrschaft die aktivsten Berliner Jungen und Mädchen zu einer Arbeitstagung in Berlin zusammengekommen. Über 500 Delegierte sitzen und stehen in dem festlich ausgeschmückten Saal der Anna-Magdalena-Bach-Schule in Pankow. Vertreter aus allen Schichten der Bevölkerung Berlins, Jugenddelegierte aus Sachsen, Thüringen, Brandenburg und Mecklenburg, Schüler, Lehrlinge und kaufmännische Angestellte, 14- bis 21jährige. Das Durchschnittsalter liegt bei 18 Jahren. Also fast durchweg ehemalige Zwangsmitglieder der HJ und des BDM, durchweg Menschen, die unter der Macht des Nazismus aufgewachsen sind und geformt wurden.
12 Jahre gegen 7 Monate! Das ist die Gegenüberstellung, die die beruflichen Skeptiker machten, als sie darangingen, die Seele der heutigen Jugend mathematisch zu erklären. Eine Gegenüberstellung, die schon bedenklich machen konnte.
Aber an diesem 2. Dezember werden alle derartigen Berechnungen von der anwesenden Jugend über den Haufen geworfen und mit jugendlichem Schwung und Temperament ausgelöscht.
Ein Mann ist fast unbemerkt in den überfüllten Saal getreten und hat sich still in eine der hintersten Bankreihen gesetzt. Als aber der Leiter des Berliner Jugendausschusses der Tagung verkündet, daß der Vorsitzende der Kommunistischen Partei Deutschlands, Wilhelm Pieck, unter ihnen weilt, da erhebt sich ein Begeisterungssturm, wie ihn die alte Schulaula noch nicht erlebt hat. Eine warme Welle der Sympathie flutet dem Manne entgegen, der bei der folgenden Diskussion erkennen kann, daß seine Zuversicht von der Jugend voll und ganz gerechtfertigt wird. Deutschland wird eine neue Zukunft haben! Dabei ist die Bekanntschaft unserer Jugend mit dem von der älteren Generation verehrten Ar-

Was aus einem Tischler alles werden kann

beiterführer eine kurze. Nur wenige der 18jährigen Jungen und Mädchen, die sich um ihn drängen und stolz sind, wenn sie ihm die Hand drücken können, wußten vor sieben Monaten etwas über Wilhelm Pieck. Und heute geraten Hunderte Berliner Jungen und Mädchen außer Rand und Band, wenn sie hören, daß er unter ihnen ist . . .
Manches in seinen Reden mögen sie noch nicht ganz verstanden haben. Die Jugend hört aber auch mit dem Herzen, und sie fühlt mit unbeirrbarem Instinkt das Aufrichtige, Geradlinige, Überzeugende seiner Persönlichkeit. Die Ruhe und Sachlichkeit seiner Ausführungen macht auf sie den stärksten Eindruck. Sie hatten in den Tod und Verderben bringenden Tagen des Frühjahrs den Boden unter den Füßen verloren. Die stämmige Gestalt dort oben auf der Tribüne – das spürten sie sofort – gab ihrem Leben eine neue, feste Grundlage, gleichviel, ob sie in der ehemaligen HJ oder im BDM waren. Vertrauen erweckt Vertrauen; und hier ist ein Mann, der der deutschen Jugend aus ganzem Herzen wärmste Zuversicht entgegenbringt. . . "

●

Der Saal der Deutschen Staatsoper, damals in der Berliner Friedrichstraße, ist bis zum letzten Platz gefüllt. 1 055 Delegierte der Kommunistischen Partei und der Sozialdemokratischen Partei, dazu 1 000 Gäste, hatten Platz genommen. Es ist Sonntag, der 21. April 1946, vormittags zehn Uhr . . .
Die Fidelio-Ouvertüre von Beethoven verklingt. Von beiden Seiten kommend, betreten Wilhelm Pieck und Otto Grotewohl die Bühne, die mit roten Fahnen und den Bildnissen von Karl Marx und August Bebel geschmückt ist. Sie gehen aufeinander zu und reichen sich die Hände. Jubelnder Beifall, und manch alter Genosse wischt sich verstohlen eine Träne aus dem Auge.
Otto Grotewohl spricht aus, was alle denken und fühlen: „Dreißig Jahre Bruderkampf finden in diesem Augenblick ihr Ende . . . Ein alter Traum der Arbeiterklasse ist Wirklichkeit geworden: die Einheit der deutschen Arbeiterklasse."
Wilhelm Pieck erklärt: „Es ist eine große Aufgabe, ein neues antifaschistisches Deutschland zu schaffen, unserem Volk aus seiner Not herauszuhelfen . . . Gehen wir mutig an dieses Werk. Wir werden es schaffen. Wir werden unsere Sozialistische Einheitspartei zu der Millionenpartei des deutschen werktätigen Volkes machen, um damit alle unsere Feinde zu schlagen, um das große Werk zu vollenden, das wir uns als Ziel gesetzt haben: den Sozialismus."

●

Dienstag, der 11. Oktober 1949. Im großen Festsaal der Deutschen Wirtschaftskommission wählen in den späten Nachmittagsstunden die Abgeordneten der Volkskammer und der Länderkammer der am 7. Oktober gegründeten Deutschen Demokratischen Republik den fast vierundsiebzigjährigen Kampfgefährten Karl Liebknechts, Rosa Luxemburgs und Ernst Thälmanns, den Vorsitzenden der SED, Wilhelm Pieck, zum Staatspräsidenten.

●

„Die jungen Volkspolizisten und Soldaten der Nationalen Volksarmee begrüßten Wilhelm Pieck stets mit großer Freude", erinnerte sich Walter Bartel, langjähriger Sekretär des Präsidenten. Er schrieb: „Die jungen Verteidiger unserer Republik überraschte immer wieder die Herzlichkeit, mit der Wilhelm Pieck mit ihnen über ihre Probleme sprach. Nicht selten äußerte er sich kritisch zum Ausbildungsstand und zur Gefechtsbereitschaft.
Bei einem Besuch in einem Sommerlager der Sicherheitskräfte der DDR, zu Beginn der fünfziger Jahre noch ziemlich improvisiert, verlangte er, auch die Küche zu besichtigen. Das schien den Kommandeuren gar nicht recht zu sein – sie sei nur provisorisch in einer Scheune untergebracht. Macht nichts, erklärte Wilhelm Pieck, ich möchte aber wissen, was die Soldaten heute zu essen bekommen. In der provisorischen Küche begrüßte ihn ein junger Koch mit der traditionellen hohen weißen Mütze. Der Präsident ließ sich eine Kostprobe geben und bemerkte, er habe bei unseren Soldaten schon besser gegessen. Dann fragte er den Koch, ob er eine Ausbildung als Koch gehabt habe. ‚I wo', erklärte dieser, ‚ich bin Tischler von Beruf.' Fröhlich streckte ihm Wilhelm Pieck die Hand entgegen und sagte: ‚Sieh mal an, was aus einem Tischler alles werden kann. Du bist Koch und ich Präsident!' "

Zusammengestellt von Oberstleutnant Günter Freyer u. a. aus: Voßke, Unser Wilhelm, Erinnerungen an Wilhelm Pieck, Dietz Verlag; Zimmerling, Wilhelm Pieck, Die Geschichte und Geschichten eines großen Lebens, Verlag Neues Leben
Gestaltung und Fotografik: Sepp Zeisz

WILHELM PIECK
3. Januar 1876: In Guben geboren
1. Juli 1895: Eintritt in die SPD
28. Mai 1898: Heirat mit der Schneiderin Christine Häfker
4.–7. Dezember 1920: Auf dem Vereinigungsparteitag der KPD und der USPD zum Sekretär der Zentrale gewählt
4. Oktober 1921: Während einer Reise nach Sowjetrußland erste persönliche Begegnung mit Lenin
18. November 1926: Mitglied des Politbüros des ZK der KPD
20. Mai 1928: Erstmals in den Reichstag gewählt
1931: Mitglied des Präsidiums und des Politischen Sekretariats des Exekutivkomitees der Kommunistischen Internationale
Mai 1933: Auf Beschluß der Parteiführung Emigration
3.–15. Oktober 1935: Auf der Brüsseler Konferenz Wahl zum Vorsitzenden des ZK der KPD für die Zeit der Haft Ernst Thälmanns
12.–13. Juli 1943: Mitbegründer des Nationalkomitees „Freies Deutschland"
1. Juli 1945: Rückkehr nach Berlin
21.–22. April 1946: Vereinigungsparteitag, Wilhelm Pieck und Otto Grotewohl werden zu Vorsitzenden der SED gewählt
11. Oktober 1949: Wahl zum Präsidenten der DDR
7. September 1960: In Berlin verstorben

Olaf Timm war kaum vierundzwanzig Stunden in der neuen Kaserne bei D., da griff er zum Federhalter, um Katrin zu schreiben. Erste Begeisterung führte seine Hand. Er schwärmte von den rauschenden Wäldern und duftenden Feldern, von den Seen, diesen Augen der Landschaft, von den Weißstörchen mit den schwarzen Schwungfedern, die er unterwegs gesehen hatte, von den Menschen, die so herrlich, wenn auch etwas singend, Hochdeutsch sprachen, von dem kleinen Dorf D., das sich rühmte, eine Mühle, einen Galerie-Holländer[1]) aus dem Jahr 1892 zu besitzen.

„So grüße ich Dich", schrieb er am Ende seines Briefes, „aus einer Gegend, die vor mir schon Reuter, Fontane, Chamisso, Ringelnatz, Barlach und viele andere begeisterte. Wenn ich meinen Ausgang habe, mußt Du unbedingt herkommen. Dann wirst Du selbst sehen."

Sie schrieb voller Neugier sofort zurück: „War der Ringelnatz nicht mit seiner Frau Muschelkalk bei Asta Nielsen auf Hiddensee zu Gast? Mein Vater sagt, früher gab es sogar mal Fritz-Reuter-Bier. Wallenstein und Gustav Adolf sollen ja auf der Insel Poel ganz schön gezecht haben. Störtebecker, Lilienthal, Schliemann und Caspar David Friedrich waren doch auch Mecklenburger? Gibt es in D. noch Backsteingotik?"

Die Beantwortung dieser Fragen fiel ihm nicht leicht. Er nervte seinen Kompaniechef, einen dreißigjährigen Mecklenburger, der vieles, aber auch nicht alles wußte.

„Alles, was Du schreibst, stimmt", korrespondierte er. Sie konterte: „Ätsch, ich weiß noch mehr. E. M. Arndt, Ehm Welk und Engelbert Humperdinck, der die Märchenoper ‚Hänsel und Gretel' komponierte, waren Mecklenburger. Und der berüchtigt-berühmte Ritter Kahlbutz von Kampehl auch."

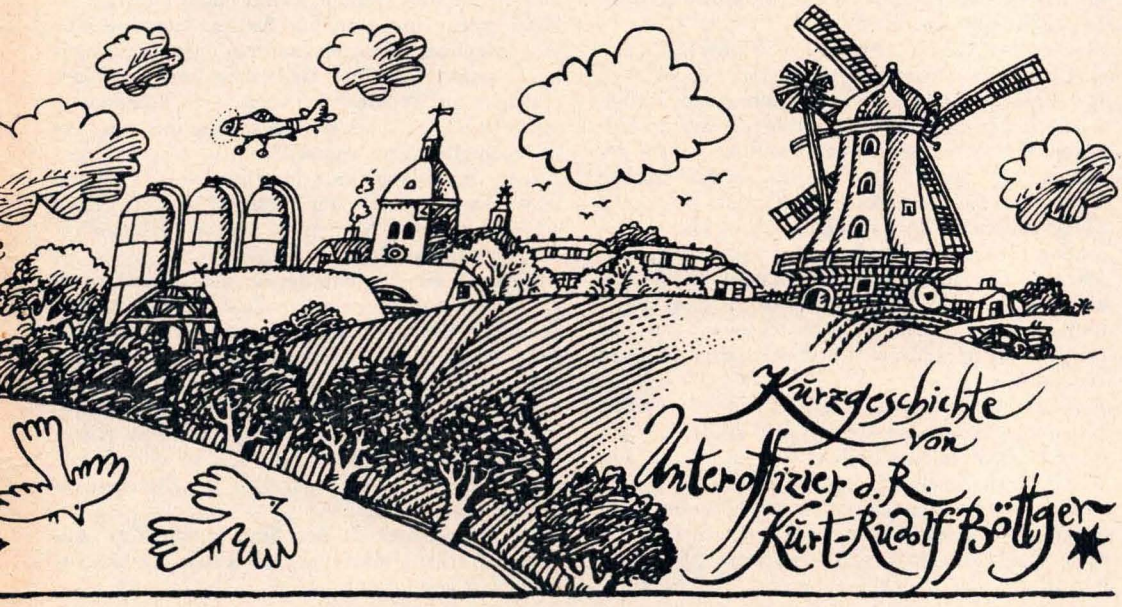
Um nicht ins intellektuelle Hintertreffen zu geraten, berichtete er ihr von dem vertrottelten Herzog von Mecklenburg-Strelitz, von Dörchläuchting, der solche Angst vor Gewittern hatte, daß er an seinem Schloß dutzendweise Blitzableiter anbringen ließ.

Sie gab sich nicht geschlagen. „Alles höchst interessant", schrieb sie, „aber etwas weiß ich doch, was ihr da oben alle nicht wißt: In Mecklenburg existierte einst der kleinste Staat der Welt. Er hieß Wolde und war ganze 400 Hektar groß."

„Ihre Verlobte ist doch sicher Doktor, wenn nicht Professor", lachte der Kompaniechef. „Nein, nein", erklärte Timm, „sie interessiert sich nur für alles. Vor zwei Jahren befaßte sie sich intensiv mit dem relativ unbekannten Leipziger Minnesänger Heinrich von Morungen, im vergangenen Jahr mit der Sprache der Pygmäen, und in diesem Jahr ist aus verständlichen Gründen eben Mecklenburg dran."

In den nächsten Tagen startete Timm eine ziemlich große Briefaktion. Er schrieb an verschiedene Museen und stellte dabei immer wieder die Frage: „Bitte, was wissen Sie über Wolde?" Selbstverständlich bekam er umgehend Antwort. In einem dieser Briefe stand auch, daß, wenn er alles über Mecklenburg wissen wolle, er sich ganz und gar auf das hinterlassene Lebenswerk von Richard Wossidlo verlassen könne. Daraufhin adressierte er an Katrin eine Ansichtskarte mit dem Fragesatz: „Kennst Du schon Richard Wossidlo?" Die Ant-

[1]) *Windmühlenart*



wort, auch auf einer Ansichtskarte, kam prompt: „Nein!" Endlich habe ich gewonnen, dachte Olaf Timm.

★

Sie gaben sich nicht die Hand. Sie küßten sich. „Und wo ist Richard Wossidlo?" fragte sie. „Wossidlo? Wossidlo! Das ist kein Genosse, kein Freund von mir. Wossidlo, nun reg dich doch nicht auf, war ein berühmter Mecklenburger Heimat- und Sprachforscher." In ihren Augen zog ein Gewitter auf. Ein Blick traf ihn wie ein Blitz. „Weißt du", sagte er vermittelnd, „laß Wossidlo Wossidlo sein. Sammeln wir lieber Wissen über Mecklenburg."

„Wissen über Mecklenburg? Wir wissen doch schon alles. Vor 16000 Jahren war hier die letzte Eiszeit, das alte Wappen war ein Büffelkopf, die alte Fahne wehte blau, gold, rot, der Dreschflegel ist der Urgroßvater unseres Mähdreschers, die Clara Zetkin hat sich sehr liebevoll über Fritz Reuter geäußert..."

Er ließ sie reden. Sie hörte mitten in einem neuen Satz von selbst auf. „Komm, Katrin, ich zeige dir einen Klapperstorch." Der Storch war nicht da. „Der Klapperstorch klappert sicherlich die Gegend nach Nahrung ab", meinte sie. „Dann gehen wir eben zum Galerie-Holländer." Der Müller war gerade weggefahren. Nur sein Hund kläffte an der Kette.

„Was tun?" fragte er.

„Lenin hätte es bestimmt gewußt", antwortete sie. „Übrigens, er ließ seinen Hund Shulik nie an der Kette kläffen. Er nahm ihn mit auf seinen Wanderungen durch die Hohe Tatra."

„Nicht mal Pawel Kortschagin hat immer nur Probleme gewälzt", resignierte er. Nur gut, daß sie sehr schnell umschalten konnte, und so liefen sie zum See, zogen sich hinter einem Busch aus und sprangen, da weit und breit kein Mensch zu sehen war, nackt in die Fluten. Bei jedem Schwimmzug rief sie „herrlich", und er nickte so stark mit dem Kopf, daß er immer wieder Süßwasser schluckte. Sie schmetterten um die Wette zurück, ließen sich in den warmen Sand fallen, berührten ihre kühlen Fingerspitzen...

★

Das Tier war mindestens eineinhalb Meter groß. Der Hals glich einem S. Der Schnabel leuchtete orangerot. Als sie aufsprangen, lüftete es seine blütenweißen Flügel und ging in dieser Drohstellung auf die Nackten los. Flucht war die letzte Möglichkeit. Der Höckerschwan lief ihnen ein Stück hinterher, dann blieb er stehen, wedelte mit den Flügeln, fauchte, drehte sich um und watschelte auf seinen kurzen Beinen zu dem paradiesischen Fleckchen zurück, an dem der große Schreck begonnen hatte. Katrin war den Tränen nahe. Olaf bekam einen Anfall von Galgenhumor. „Das ist Mecklenburg. Das ist das natürliche, einzigartige Mecklenburg!" Und er tanzte um Katrin herum. „Olaf!" schrie sie und stampfte dabei mit dem Fuß auf, „du bist Soldat. Also benimm dich wie ein Soldat. Ich erwarte von dir, daß du den Feind in die Flucht schlägst."

Er hielt inne, staunte über ihre Courage und über das Bild, das sie ihm bot.

„Mensch, bist du schön!" Sie versuchte mit den Händen die schönsten Teile ihrer Schönheit zu be-

decken, was ihr nicht gelang, denn dazu hätte sie mindestens drei Hände benötigt. Sie wurde glutrot. Er mußte sich umdrehen.

„Gehen wir also zum Sturmangriff über!" Er hob eine Handvoll Steine auf. „Artillerie! Feuer!"

Der Schwan, gereizt, wagte noch einen Anfall. Olaf stürmte ihm mit ausgebreiteten Armen entgegen. Katrin brüllte wie am Spieß. Da ergriff der Schwan die Flucht, stürzte in den See und startete nach einem längeren Anlauf mit einem singenden Fluggeräusch zu dem slawischen Burgwall mitten im See. Olaf schob Katrin in das Versteck zurück.

„Nein, hier mag ich es nicht." Schnell zog sie sich an. Er saß in Mütze und Socken auf seinem Hemd und erklärte: „Dem nächsten Schwan, der mir meinen Hormonhaushalt vermasselt, drehe ich den Hals um, Dixi!"

Sie waren beide viel zu erregt, um unter Menschen gehen zu können. Sie suchten und fanden ein anderes Fleckchen, eine Idylle zwischen meterhohen Wacholderbäumen, die um sie standen wie eine grüne, nichts sehende und nichts hörende Leibgarde. Fast bis zum Abend saßen sie am Ufer des Sees, sprachen, schwiegen, träumten. „So müßt dat ümmer sien", mecklenburgerte Olaf. Sie fühlten sich eins mit der Natur, berührten Gräser und Wiesenblumen, sahen erstaunt dem Flug eines Himmelspferdchens, einer Libelle zu, drängelten sich ungeschickt durchs Schilf, um ein paar Rohrkolben oder Bumskeulen abzubrechen, suchten bei einer Weinbergschnecke vergeblich den Liebespfeil, philosophierten nach mehreren Mückenstichen darüber, warum nur die Mückenweibchen stechen, gaben mit ihrer Phantasie den Wolken märchenhafte Gestalten und romantische Namen.

„Unvorstellbar", sagte Katrin versonnen, „daß hier die meisten Menschen einst blaue Tagelöhnerkittel trugen und sich nur für den Sonntag eine Wachstuchmütze leisten konnten." „Ja, unvorstellbar", setzte Olaf ihre Gedanken fort, „daß der Gutsherr auf Wolde seine aufsässigen Feldsklaven hinter einen glühenden Ofen sperrte und mit versalzenen Heringen fütterte."

Katrin umschlang ihn. „Herrlich, daß wir heute leben. Sieh dich nur um." „Jetzt", rief er, „habe ich endlich einen Namen für unsere Idylle gefunden. Siehdichum."

Am Abend gingen sie in die einzige Gaststätte von D., um Abendbrot zu essen. Olaf traf eine Menge Bekannte, die ohne Ausnahme von Katrin so begeistert waren, daß ihm die Angst, sie zu verlieren, langsam die Hosenbeine hochkroch. Er schlang seine Spiegeleier hinunter, forderte mit einem traurigen und einem lustigen Auge Katrin zu einem Freßwettbewerb heraus, nur, um so schnell wie möglich mit ihr in der Einsamkeit der Zweisamkeit untertauchen zu können.

Im Wald verloren sie den Sinn für die Zeit. Zufällig, bei einer Umarmung, sah Katrin das Leuchtzifferblatt von Olafs Uhr.

„Du, es ist kurz vor Mitternacht."

„Verdammt und zugenäht. In fünfundzwanzig Minuten muß ich in der Kaserne sein."

Sie rannten los.

„Ich hätte dich schon längst zum Bahnhof bringen müssen. Wie kommst du nun nach Hause?"

„Zerbrich dir darüber nicht den Kopf. Ich habe mir alle Züge aufgeschrieben."

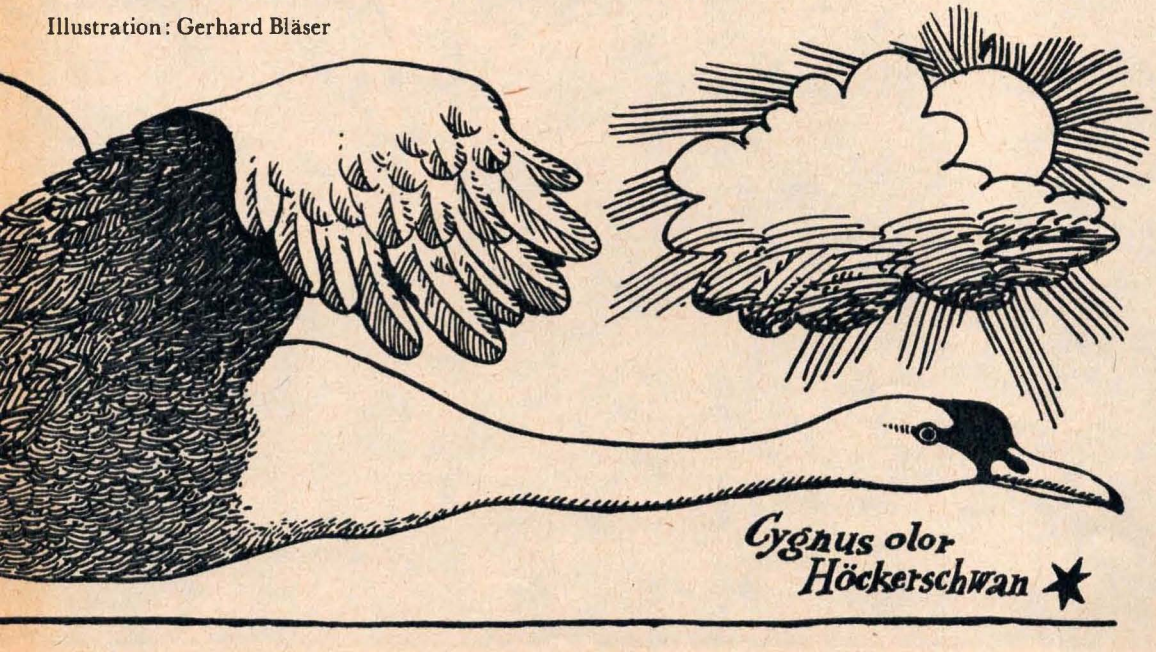
Sie blieben kurz stehen, um sich schnell zu küssen. Der Mond leuchtete fahl. Der warme Nachtwind

raunte mit vielen Stimmen. Schatten lungerten gespenstisch.
„Wenn wir einen Zwischenspurt einlegen, können wir uns in wenigen Minuten länger küssen."
Sie nickte. Sie rannten. Und plötzlich blieben sie stehen. War das eine Fata Morgana? Ein Waldschratt? Der Erlkönig? Ein dummer Scherz? Mitten auf der Landstraße stand etwas.
„Ist das ein Schwan?" flüsterte Katrin.
„Woher soll ich das wissen?"
„Ich denke, Schwäne schlafen in der Nacht?"
„Sicherlich hat ihn jemand gestört."
„Wenn das der Schwan von Siehdichum ist, geht es uns schlecht."
„Ja, Schwäne sollen wie Elefanten Ungerechtigkeiten nicht so schnell vergessen."
Olaf suchte im Halbdunkel nach einem Knüppel.
„Wir müssen vorbei. Ich will meine Ausgangszeit nicht überschreiten."
Katrin nahm den Miniknirps aus ihrer Umhängetasche. Langsam, fast auf Zehenspitzen, näherten sie sich dem weißen Hindernis. Der Mond griente. Ein Windhauch tanzte neckisch die Straße entlang und blähte sekundenlang die weiße Erscheinung auf.
„Es ist doch ein Schwan."
„Ja, er geht wieder in Drohstellung."
Mit der Erregung stieg ihre Phantasie. Erst wenige Schritte vor dem weißen Phantom rückten die durch das Mondlicht verwischten Konturen wieder zu einem realen Bild zusammen. Mitten auf der schmalen Landstraße stand, ganz in Weiß, engumschlungen, in einem unendlich langen Kuß vereint, ein Liebespaar. Olaf und Katrin gingen an diesen zwei Menschen wie an einem bis dahin noch nie gesehenen, wundervollen Denkmal vorüber. Erst hinter einer Biegung blieben sie stehen und probierten die soeben mit Angst und Verwunderung gewonnene Erfahrung an sich aus.
Schon am übernächsten Tag erhielt Olaf Nachricht von Katrin. Auf einer Postkarte mit einem prächtigen Höckerschwan stand: „Ich danke Dir. Es war ein herrlicher Tag." In den nächsten Briefen ging es, von einigen privaten Mitteilungen abgesehen, um die Fauna und Flora Mecklenburgs, vor allem aber um Schwäne, Höckerschwäne, Singschwäne, um das Sternenbild des Schwans im hellsten Teil der Milchstraße, um Leda mit dem Schwan und sogar um den Schwanenritter Lohengrin. Dann aber kam ein Brief nach D., der Olaf verwunderte, denn in diesem war überhaupt nicht mehr von Schwänen die Rede. Katrin schrieb den merkwürdigen Satz: „Lange Zeit habe ich überlegt, wohin der Ciconia alba, den wir suchten, geflogen ist. Jetzt weiß ich es genau."
Da Olaf hin und wieder begriffsstutzig war, wälzte er stundenlang das Lexikon. Und dann ging ihm ein Licht auf. Ciconia alba hieß Weißstorch, Adebar, Klapperstorch.

★

P. S. WOLDE ist keine Erfindung des Autors. Dieser 400 Hektar große Freistaat existierte von 1648–1873. Der eine Teil von Wolde gehörte zu Mecklenburg, der andere zu Pommern. Der Herr auf Wolde regierte wie ein absoluter König ohne Minister, ohne Buchführung über die Steuern. In seinen Händen lag die Gerichtsbarkeit. Er war auch Inhaber der Polizeigewalt. Das Dorf Wolde erreicht man am besten über die Reuterstadt Stavenhagen.

Illustration: Gerhard Bläser



Sowjetischer Zerstörer,
begleitet von UAW-Hubschraubern.
Neben Universal-Turmgeschützen, Zwillings-Startrampen
für Fla-Raketen und Torpedobewaffnung ist das Schiff auch mit einem
Hubschrauber-Start-
und Landeplatz auf dem Heck ausgestattet.
Foto: „Krasnaja Swesda"

Unsere Anschrift:
Redaktion „Armee-Rundschau"
1055 Berlin, Postfach 46130

Vignetten: Klaus Arndt

Die besten Wünsche

. . . den Genossen der VP (nachträglich) zu ihrem Ehrentag, speziell den Genossen der Bereitschaftspolizei in Halle und Schwerin, wo ich von 1956 bis 1959 meinen Dienst versah. Wo sind ehemalige Angehörige der Bereitschaft Halle, 3. Kompanie, von Hauptmann Wölk und Hauptmann Hinze? Bitte schreibt mal an mich.
Dieter Tietze, 45 Dessau, Benzstr. 13

Weniger Gutes

Das war die Überschrift eines Beitrages in Heft 6/79 über nicht gerade erfreuliche Beziehungen eines Betriebes zu seinen Soldaten. Leider gibt es noch mehr Beispiele dieser Art. Im Frühjahr dieses Jahres wurde unser Sohn Klaus zum Wehrdienst einberufen. Sein Betrieb, das Kabelwerk Oberspree Berlin, verabschiedete seine Soldaten scheinbar nicht, denn eine Einladung erhielt unser Sohn nicht. Briefe von Klaus an das Werk blieben unbeantwortet. Ein bißchen lieblos, finde ich.
Inge Müller, Berlin

Geschmack

Durch Euer Magazin bin ich erst auf den Geschmack gekommen. Es interessiert mich, was unsere Männer bei der Armee machen.
Harriet Zenker, Wolfen

Bedenken

Die Meinung von Regina Matschanz aus Gräfenhainichen (AR 6/79) hat mich sehr erschüttert. Ich frage mich, wo sie lebt. Ist sie wirklich der Meinung, daß das Lernen in der Schule bzw. im Betrieb aufhört? Ich meine, daß ich mich gerade in meiner Freizeit weiterbilden kann. Gerade nach Feierabend denkt man doch über seine Arbeit nach, lernt aus eventuellen Fehlern. Regina sollte sich dies noch einmal überlegen. Oberstleutnant Gebauer weiß schon, was er schreibt. Es wäre interessant zu erfahren, wie die anderen AR-Leser über dieses Problem denken.
Joachim Biederstädt, Anklam

Der Aufruf gilt. Wir erwarten Ihre Post.

Historisches

Mich würde interessieren, wie es zu unserem ersten Schulschiff, der „Ernst Thälmann" kam.
Jürgen Lehmann, Rostock

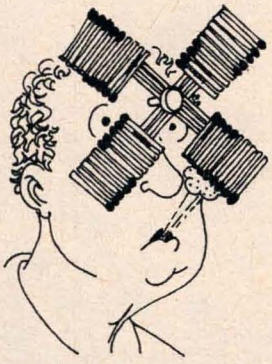
Das spätere Schulschiff wurde 1929 auf der Staatswerft in Kopenhagen als Fischereischutzschiff Hvidbjörnen gebaut. Es sollte vorwiegend im Raum Island eingesetzt werden. Bei der faschistischen Besetzung Dänemarks wurde das Schiff von der faschistischen deutschen Kriegsmarine übernommen. Als Hilfsschiff war es unter dem Namen „Dorsch" im Einsatz. 1953 bis 1954 wurde es auf der Neptun-Werft in Rostock umgebaut und modernisiert. Inzwischen ist es abgewrackt.

Atmosphäre gereinigt

Ich möchte mich bei Euch recht herzlich dafür bedanken, daß Ihr Euch mit meinem Problem beschäftigt und versucht habt, mir zu helfen. Meine Vorgesetzten taten das ebenfalls und werden das Leben in unserer Batterie weiter beobachten. Sie haben mit mir Gespräche geführt, und ich bin wieder bemüht, das kulturell-sportliche Leben in unserer Batterie anzureichern. Das Verhältnis aller Genossen zueinander hat sich dieses Ausbildungshalbjahr weiter gebessert. Vorgesetzte und Unterstellte arbeiten besser zusammen.
Unteroffizier Gerd Jamrozinski

Ideen gesucht

In der nächsten Zeit werden wieder die MMM stattfinden. Fast in allen Einheiten sind sie mit der Ausstellung „Freizeit, Kunst und Lebensfreude" verbunden. Spätestens bei der Vorauswahl der Exponate wird sich wieder einmal zeigen, daß viele Genossen über Ausdauer, Geschick und handwerkliches Können verfügen, auch das notwendige Material ist vorhanden. Sehr oft werden diese Talente aber leider für Kitsch und Blödsinn verausgabt. Da wurden allerorts Windmühlen aus Unmengen von Streichhölzern zusammengeklebt, Glasscheiben mit Silberstreifen zu „netten" Mickymäusen und Palmenlandschaften verwandelt, Verschlüsse von Bier- und Colaflaschen zusammengelötet usw.



Vielleicht könnten in der AR mal Bastelvorschläge gemacht und so zur Geschmacksbildung beigetragen werden? Nutzen davon hätte sicher auch die Patenschaftsarbeit. Bei uns herrscht jedenfalls immer große Verlegenheit, wenn es um ein persönliches Geschenk für das „Regiment von nebenan" geht.
Major Jörg Zschiesche

Wir geben diesen Vorschlag sehr gern an unsere Leser weiter und bauen auf die bekannte gute Resonanz.

AR-Markt

Suche AR 3/76, 10/76, 12/76 und Jahrgang 1978 bis zu 25 Pf. pro Heft: J. Pintaske, 8306 Stadt Wehlen, Wehlener Grund 5 – Suche AR-Jahrgänge von 1967 bis 1977, für vollständigen Jahrgang 10 M: A. Müller, 6307 Geschwenda, Ernst-Thälmann-Str. 16 – Suche VA 49/74, 31, 10, 27/75: A. Albrecht, 7901 Koßdorf, Falkenberger Str. 3 – Suche „Flieger-Revue" 1976 für 15 M oder Tausch gegen „militärtechnik"-Jahrgänge 1977 (außer 1, 2, 7) und 1978: F. Reichelt, 8239 Schmiedeberg, Brandweg 17 – Biete Flugzeugtypensammlung bzw. -bücher: K. Stephan, 9403 Bockau, R.-Breitscheid-Str. 8 – Verkaufe AR-Jahrgänge 1970, 1971 (außer 2, 11, 12), 1972 (außer 1, 2), 1973 (außer 11, 12), 1977 (außer 1–5,

12), 1978 zu je 0,50 M: Heiko Kegler, 7909 Prösen, Großenhainer Str. 57 – Suche AR-Typenblätter über Panzerfahrzeuge und Artilleriewaffen 1965–1976; biete Fliegerrevue-Sammelserie: Thomas Kluczny, 6902 Jena-Neulobeda, Werner-Seelenbinder-Str. 16 – Biete AR 2, 7/76; suche 1–4/72, 1, 4, 6, 10, 12/73, 2, 11, 12/74, 9/75, 4/76: D. Tietze, 45 Dessau, Benzstr. 13 – Suche kostenlos AR-Jahrgänge von 1970 bis 1975: B. Kitzing, 798 Finsterwalde, W.-Rathenau-Str. 18 – Suche den 2. Band der Trilogie „Blockade" von Tschakowski: C. Röhricht, 1273 Fredersdorf, Parkstraße 29.

ar

Luftziele

Unbemannte Zielflugkörper stehen im Mittelpunkt eines militärtechnischen Beitrages. AR-Reporter besuchten das Flugzeugmuseum der ungarischen Volksarmee, berichten über Brandmittelbekämpfung in der NVA, über die Ausbildung von Hunden in den bulgarischen Grenztruppen sowie über Traditionen und Zeremonien der Polnischen Armee. Sie erfahren etwas über das Entstehen der algerischen Armee vor 25 Jahren. Es fehlen natürlich nicht so bewährte Beiträge wie Postsack, Typenblätter, Poster und anderes mehr. Auf dem Rücktitel: Klari Katona aus der Ungarischen VR.

11

Zum Begucken und Bestaunen

Zum Internationalen Kindertag stellte sich in Erfurt auch die NVA vor, berichtete vom Soldatenalltag und vom Kampfauftrag. Da gab es Funksprechgeräte, Fahrzeuge ... und eben auch eine Soldatenstube zu besichtigen.
Helmut Rootz, Erfurt

„Guck mal Ede, die haben während der Nachtruhe das Zelt abgebaut!"

Mutiger Offizier gefragt

Gesucht wird ein Offizier der NVA, der Mut hat, seine Zukunft mit dem 22jährigen Mädchen Karin zu teilen. Wer wagt, gewinnt meist.
Karin P.

Zuschriften bitte an die Redaktion.

Klassenbrüder

Seit dem harten Winter in diesem Jahr haben sich nahezu stabile Beziehungen zwischen der Einheit Richter des Regimentes „Kurt Kresse" und der Schicht II im HKW „Dimitroff" Leipzig entwickelt. Die Genossen halfen uns damals, unseren Plan zu erfüllen. Am 4. Mai, als die „Neuen" dieser Einheit ihre Waffen bekommen sollten, lud Hauptmann Richter einige Kollegen unserer Brigade dazu ein. Aus unseren Händen, als Vertreter der Arbeiterklasse, erhielten die Soldaten ihre MPi und damit ihren Klassenauftrag. – Vielleicht eine Anregung, die auch in anderen Einheiten Nachahmung finden kann.
Bernd Heineck, Leipzig

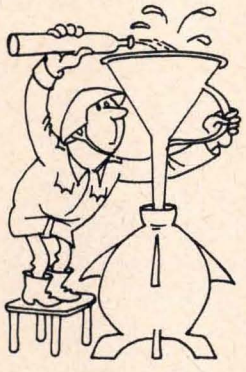
Trainer gesucht

In den Jahren 1969 bis 1971 trainierte ich bei der SG Dynamo Berlin-Adlershof. Den Übungsleiter, Genossen Herget (oder Hergit), verehrte ich trotz des harten Trainings. Er diente beim Wachregiment „F. E. Dzierzynski" in Berlin und wurde 1970 oder 1971 aus dem aktiven Dienst in die Reserve versetzt. Ich möchte gern wissen, was aus ihm geworden ist, denn ich erinnere mich gern an die Jahre. Das Training hat mir viel gegeben.
Ina Bräutigam, 119 Berlin, Kölnische Straße 23

T/S-Dienst

Welche Aufgaben hat eigentlich der Treib- und Schmierstoffdienst der NVA?
Jörg Müller, Potsdam

Heute hat der durchschnittliche Motorisierungsgrad moderner Streitkräfte – bezogen auf einen Soldaten – schon mehr als 40 PS erreicht. Unter Gefechtsbedingungen könnte der Anteil der Treib- und Schmierstoffe am Gesamtumfang der Sicherstellung der Streitkräfte mehr als 60 Prozent betragen. Daraus leiten sich auch die Aufgaben der Genossen dieses Dienstes ab. Sie haben die gesamte kraftstoffverbrauchende Militärtechnik aller Teilstreitkräfte und Führungsebenen, wie Raketen, mobile Startanlagen für Raketen, Panzer, Schützenpanzerwagen, Kraftfahrzeuge, Flugzeuge, Hubschrauber, Schiffe und Boote sowie Aggregate, mit unterschiedlichen Treib- und Kraftstoffen, Schmierölen und -fetten sowie Spezialflüssigkeiten bedarfs-, qualitäts- und termingerecht zu versorgen.



Geburtstagsfeier

Zum 85. Geburtstag von Fiete Schulze am 22. Oktober 1979 haben wir die uns bekannten Kollektive, die seinen Namen tragen, in unsere „Fiete-Schulze-Kaserne" eingeladen. Kollektive, die ebenfalls diesen Ehrennamen haben, aber keine Einladung erhielten, melden sich bitte bei Kapitän zur See Loge, 25 Rostock, PF 90022.

Wir

...sind angehende Unteroffiziere und befinden uns in der Ausbildung zum Baupionier. Unser Alter beträgt 679 Jahre, die Größe ist 62,56 m, unser Gewicht hat eine Kilogrammzahl von 3680, unsere Schuhgröße mißt 1 546 cm. Unser Wunsch: Kontakt mit dem weiblichen Geschlecht.
36 Unteroffiziersschüler

Zuschriften bitte an die Redaktion.

Beruf als Liebeshindernis?

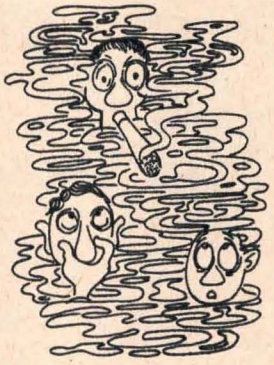
Seit 1978 bin ich Berufsunteroffizier der Grenztruppen der DDR. Obwohl mir meine Arbeit Spaß macht, überlege ich oft, ob ich nicht doch einen Fehler gemacht habe. Denn jedes Mädchen, das ich kennenlernte, seit ich hier bin, hat es nicht lange ausgehalten mit mir. Sie waren bisher alle der Meinung, daß man mit einem Berufssoldaten nicht leben könnte. Wie ist denn Eure Meinung dazu?
Unteroffizier Gerald Suchfort

Wir erwarten die Post der AR-Leser.

Rauchen oder nicht – das ist hier die Frage!

Man sollte das Rauchen auf den Stuben einfach verbieten. Es schädigt doch den Menschen.
Bernd Kitzing, Finsterwalde

Obwohl bei uns das Rauchen in den Unterkünften verboten ist, weil es extra dafür bestimmte Plätze gibt, muß ich als Stubenältester dennoch öfter einschreiten, wenn nach 21 Uhr noch Genossen mit glimmenden Zigarren anrücken.
Unteroffizier Udo Hagner



Soldatenpost

. . . wünschen sich: Angela Berndt (17), 8291 Bischheim, Ringweg 5b – Karin Matthäus (21), 7261 Casabra, Hauptstr. 17 – Angelika Gnirk (20), 2255 Heringsdorf, Strandstr. 10 – Karin Zill (20) und Petra Klan (18, mit Kind), 8029 Dresden, Hebbelplatz 3 – Petra Getzlaff (17), 1034 Berlin, Hübnerstr. 3 – Elke Herenz (21), 8401 Riesa 7, Moritzerstr. 27 – Petra Sandner, 8907 Reichenbach, Nr. 38 – Waltraud (23, 2 Kinder) und Ramona Maischatz (17), 1831 Nennhausen, Am Weinberg 6e – Brigitte Seeger (19), 1264 Herzfelde, Möllenstr. 4 – Karina Puhler (17), 7403 Lucka, Wilhelm-Pieck-Str. 51 – Roswitha Thiel (18), 2841 Timkenberg, PF 501 – Kordula Lindemann (17), 9201 Wegeforth, Siedlerweg 1 – Marion Hengst (17), 9201 Oberbobritsch 87d – Petra Esche (22), 701 Leipzig, Haydnstr. 1 – Elvira Fricke (20), 3592 Bismarck, Alte Str. 45 – Anke Walther (18, mit Säugling), 8231 Liebenau, Nr. 19a, PF 47 – Susanne Streuber (17), 403 Halle, Trothaer Str. 70b – Renate Schuppel (19), 92 Freiberg, Karl-Marx-Str. 45 – Andrea Tiek (20), 1822 Brück, Gartenstr. 49 – Kristien Giesler (17), 92 Freiberg, Karl-Marx-Str. 48.

Einen erfahrenen Berufssoldaten als Briefpartner sucht: Friedel Rohde (51), 1136 Berlin, Baikalstr. 21/14–13 – Margit Köhler (18), 88 Zittau, Eckortsbergerstr. 3 – Petra Stiffel (18), 3231 Kloster-Griningen, Breitscheidstr. 13 – Tina Preuhs (19), 7542 Altdöbern, Bahnhofstr. 102b – Roswitha Borawski (23, 2 Kinder), 1058 Berlin, Hagenauerstraße 6 – Gabi Pfeiffer (18), 301 Magdeburg SW, Magdeburger Str. 13 – Harriet Zenker, 444 Wolfen, Kirchstr. 34. Briefwechsel mit einem Panzerfahrer der NVA sucht: Donald Eiselt, 55 Nordhausen-Salza, Fontanestr. 4 – mit einem Berufsunteroffizier des Fliegeringenieurdienstes: Rene Sprenger, 78 Ruhland, Dresdner Str. 5 – mit einem Offizier der Funktechnischen Truppe: Burkhard Block, 24 Wismar, Kagenmark 19 – mit einem Berufsoffizier der Panzereinheiten: Maik Schölzel, 8506 Ohorn, Hauptstr. 20.

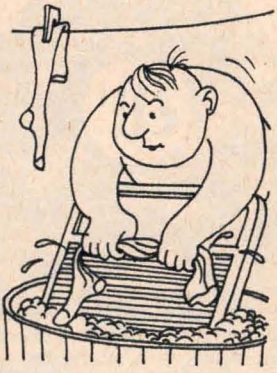
AR als Ehestifter

In der AR 2/78 erschien im „Postsack" mein Hilferuf. Kurze Zeit später erhielt ich von der Redaktion 31 Briefe. Die Wahl fiel schwer, aber ich habe die richtige getroffen. „Sie" ist ebenfalls Armeeangehörige wie ich und über den Gedankenaustausch kamen wir zum Treff. Am 28. April 1979 gaben wir uns das Ja-Wort für das ganze Leben. Wir wünschen uns, daß die AR noch weiteren Genossen soviel Glück bringt wie uns.
Cornelia und Reinhard Kühnl

Wäschetausch

Wie ist das eigentlich mit der Bekleidung der Armeeangehörigen? Müssen sie ihre Wäsche selber waschen?
Angelika Knauer, Leipzig

Die Dienstvorschrift über Bekleidung und Ausrüstung der NVA legt fest, daß die Leibwäsche personengebunden getauscht wird. Bei der Einberufung erhält jeder Genosse für die Zeit des Wehrdienstes vier neue Garnituren Unterwäsche, die er binnen 48 Stunden nach Erhalt kennzeichnen muß. Unterwäsche, Nachtwäsche und Handtücher werden dem Wehrpflichtigen wöchentlich gewaschen. Der Hauptfeldwebel hat die Ab- und Rückgabe der Wäsche zu organisieren.



Ein großes Dankeschön

. . . der NVA Krugau für die schnelle und sichere Einsatzbereitschaft am 3. Juni gegen 18 Uhr. Mein besonderer Dank gilt allen Diensthabenden, dem OvD und dem Kraftfahrer, der mich schnell und zuverlässig ins Krankenhaus brachte.
Gabriele Ladwig, Klütz

Literarisches

Leider finde ich in der Bibliothek noch viel zu wenig Literatur von und über Soldaten. Für die Leseratten noch ein Tip: „Unternehmen Feuerball" von Siegfried Dietrich. Das Buch erzählt sehr eindrucksvoll und gelungen von einem Aufklärertrupp mit seinen Erfolgen, Schwächen und Problemen.
Annelies Eckardt, Zeitz

Noch mal „Liebe oder ‚Abenteuer'"

Da kann man mal sehen, wie verschieden die Meinungen der NVA-Angehörigen und der Mädchen sind zu diesem Thema. Ich glaube, dc. ehrenvolle Dienst in der NVA ist kein leichter. Dennoch sollten die Genossen ehrlich unserem Geschlecht gegenüber bleiben.
Ramona Maischatz, Nennhausen

Erfahrungsaustausch

Wir, die Klasse 5b der Nicolai-Bersarin-Oberschule Berlin-Weißensee, haben einen Forschungsauftrag übernommen. Er heißt: „Wer war Nicolai E. Bersarin?" Wir würden gern erfahren, wie andere Betriebe und Schulen sich seines Namens würdig erweisen. Bitte schreibt an: Klasse 5b, Nicolai-Bersarin-Oberschule, 1125 Berlin, Roedernstraße 69–72

Jubiläum im Heff

Zum 15. Mal kam es während der diesjährigen Haffwoche zu freundschaftlichen Begegnungen zwischen Einwohnern und Urlaubern Ueckermündes sowie den Besatzungen von Schiffen der Baltischen Rotbannerflotte, der Polnischen Seekriegsflotte und der Grenzbrigade Küste. Letztere wurde in diesem Jahre vertreten durch die Besatzungen der „Ueckermünde" und „Ahrenshoop". Im vergangenen Jahr waren es die MSR-Schiffe „Ueckermünde" und „Altentreptow".
Korvettenkapitän Kunath

Nur zwei Schwiegermütter?

Im Heft 6/79 fragte Matrose Gerd Z., welche Strafe auf Bigamie stehe. Naja, zwei Schwiegermütter; das ist ja bekannt. Aber wird Bigamie denn nun wirklich strafrechtlich verfolgt?
Petra Getzlaff, Berlin

Nach Paragraph 156 des Strafgesetzbuches gilt: „Wer eine Ehe eingeht, obwohl er in gültiger Ehe lebt oder weiß, daß sein Partner in gültiger Ehe lebt, wird mit Verurteilung auf Bewährung bestraft."

Schreibanreiz

Die Seiten 54/55 im Augustheft der AR waren ganz prima! Solche Postkartensammlung müßte es im Handel geben. Kartengrüße an Soldaten würden dann wohl öfter geschrieben. Persönlich gefiel mir die Karikatur „Verhaltensregeln ..." am besten.
Roland Schaede, Magdeburg

Historiker hergehört!

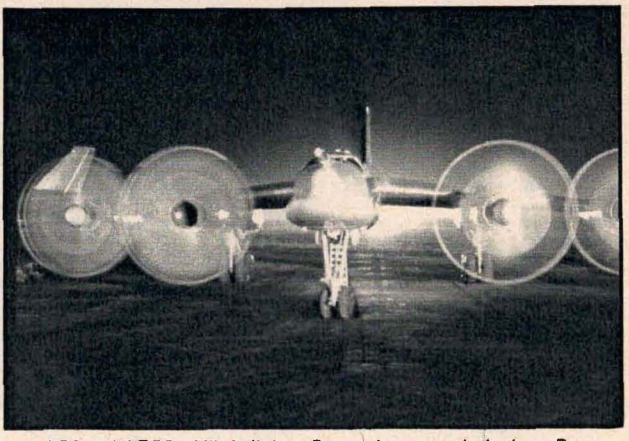
Unsere Brigade kämpft zur Zeit um den Namen des Antifaschisten Paul Schröder. Er war KPD-Mitglied und Reichstagsabgeordneter in Calbe, bei Magdeburg. 1940 wurde er in Halle ermordet. Gibt es noch Kampfgefährten oder Angehörige? Welche NVA-Kollektive, die seinen Namen tragen, können uns Auskunft geben?
Detlef Böhm, 409 Halle-Neustadt, Block 917/1/12

BERUFSBILD

Schiffsmaschinenoffizier

Der Volksmarine obliegt im Zusammenwirken mit der Baltischen Rotbannerflotte der UdSSR und der Polnischen Seekriegsflotte der Schutz des Küstenvorfelds der DDR und der verbündeten sozialistischen Ostseestaaten. Bei der ingenieurtechnischen Sicherung der Gefechtshandlungen der Kampfschiffe und -boote sowie bei der Gefechtsausbildung hat der Schiffsmaschinenoffizier die Aufgabe, die Betriebsbereitschaft der Schiffsantriebs-, Stromerzeugungs- und Schiffssicherungsanlagen zu gewährleisten. Als militärischer Einzelleiter trägt der hier tätige Berufsoffizier Verantwortung für die politisch-ideologische Erziehung, die politische Schulung und die Gefechtsausbildung seiner Unterstellten. Er hat also die Gefechtsbereitschaft des Maschinengefechtsabschnittes zu garantieren. Vorteilhaft für die Ausbildung in diesem Profil ist ein Facharbeiterabschluß als Elektromonteur, Maschinen- und Anlagenmonteur, Zerspaner, Metallurge für Formgebung, Fahrzeugschlosser, Vollmatrose der Handelsschiffahrt u. ä. Der Bewerber sollte die vormilitärische Grund- und Laufbahnausbildung Matrosenspezialist der NVA bei der GST absolvieren und an einem Lehrgang an der Marineschule der GST in Greifswald teilnehmen. Die Ausbildung zum Berufsoffizier erfolgt an der Offiziershochschule der Volksmarine „Karl Liebknecht" in Stralsund. Sie umfaßt neben der gesellschaftswissenschaftlichen, militärischen, mathematisch-naturwissenschaftlichen, Fremdsprachen- und physischen eine Spezialausbildung u. a. in solchen Fächern wie Organisation des Dienstes, Seemannschaft, allgemeine und militärtechnische Grundlagen, Schiffstheorie und -sicherung, Technologie der Instandhaltung, Bewaffnung und Einsatz der Seestreitkräfte. Bestandteil der Ausbildung sind Bord- und Industriepraktika. Nach erfolgreichem Abschluß wird der Absolvent zum Leutnant ernannt und ist Offizier mit Hochschulausbildung. Er wird in der ersten Dienststellung als Kommandeur des Maschinengefechtsabschnittes eines kleinen Bootes oder als Wachingenieur auf Kampfschiffen bzw. -booten eingesetzt. Weitere Auskünfte erteilen die Beauftragten für militärische Nachwuchsgewinnung an den Schulen sowie die Wehrkreiskommandos. Interessenten können auch über die AR ein Informationsmaterial erhalten.

UNSER TITEL: Gabi und Ingolf Wehowsky – ein Brautpaar im 30. Jahr der DDR, fotografiert von Manfred Uhlenhut.



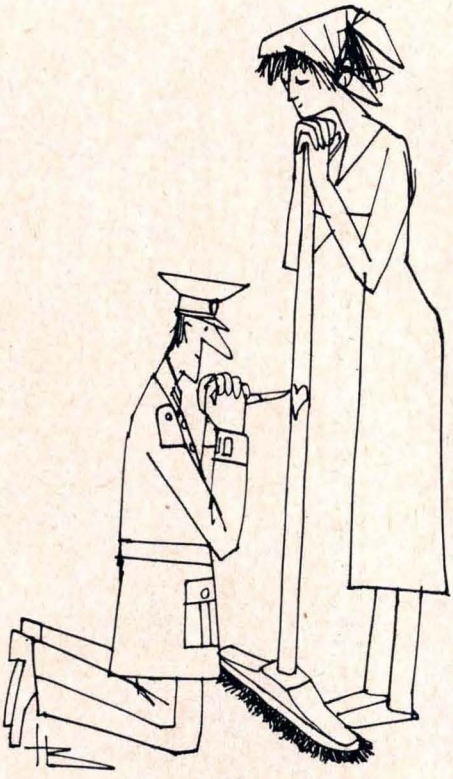
UNSER POSTER: Nächtlicher Start eines sowjetischen Fernkampfflugzeugs vom Typ TU-20. Neben der Version als Raketenträger stehen noch die Varianten Tank- und Transportflugzeug im Einsatz. Foto: Udowitschenko

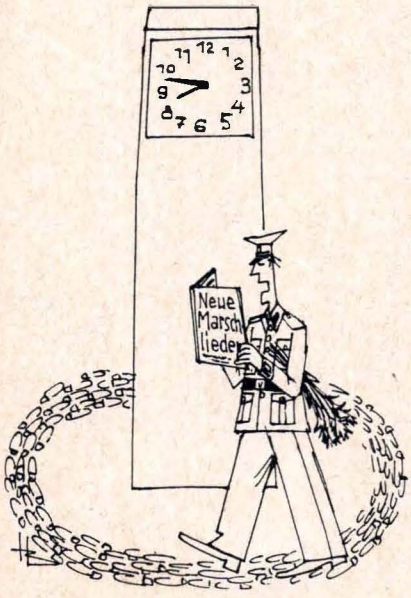
Militärverlag der DDR (VEB) – Berlin.
Redaktion „Armee-Rundschau".
Chefredakteur: Oberst Karl Heinz Freitag.
Anschrift: 1055 Berlin, Storkower Straße 158.
Postfach 46130, Telefon 4300618.
Lizenz-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR.
Auslandskorrespondenten:
Oberst W. G. Redtschenko und
Oberst E. A. Udowitschenko – Moskau;
Major Tadeusz Oziemkowski – Warschau;
Oberst Z. Zakow – Sofia;
Oberstleutnant J. Červeny – Prag;
Major G. Udovecz – Budapest;
Oberst I. Capet – Bukarest.
Preis je Heft sowie Abonnementpreis: 1,– Mark, Erscheinungsweise und Inkassozeitraum: monatlich. Artikel-Nr. (EDV): 52315.
Auslandspreise sind den Zeitschriftenkatalogen des Außenhandelsbetriebes BUCHEXPORT zu entnehmen.
Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion.
Bezugsmöglichkeiten in der DDR über die Deutsche Post und den NVA-Buch- und Zeitschriftenvertrieb (VEB) – Berlin, 104 Berlin, Linienstraße 139/140, in den sozialistischen Ländern über die Postzeitungsvertriebs-Ämter und in allen übrigen Ländern über den internationalen Buch- und Zeitschriftenhandel. Bei Bezugsschwierigkeiten im nichtsozialistischen Ausland wenden sich Interessenten bitte an die Firma BUCHEXPORT, Volkseigener Außenhandelsbetrieb, DDR-701 Leipzig, Leninstraße 16, Postfach 160.
Alleinige Anzeigenannahme DEWAG-WERBUNG Berlin, 1054 Berlin, Wilhelm-Pieck-Straße 49, Fernruf 2262715 und alle DEWAG-Betriebe und Zweigstellen der Bezirke der DDR.
Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 6.
Gesamtherstellung: INTERDRUCK, Graphischer Großbetrieb Leipzig – III/18/97.
Gestaltung: Horst Scheffler/Joachim Hermann.
Printed in GDR.

Redaktionsschluß dieses Heftes:
31. 7. 1979

INHALT

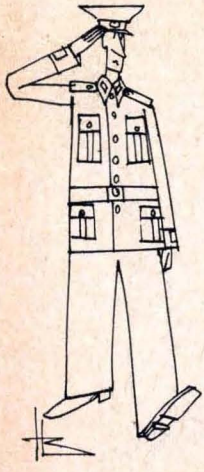
3 Was ist Sache?
4 Geschichten
6 Partner
12 Nahverkehr
16 Der Unbekannte aus dem Rayon J. P.
20 AR International
22 Was einem so in die Hand kommt
26 Bildkunst
28 Zwei über sich
30 Zwischen zwei Kommandos
34 Drei Momente
36 Kumpel am Sambesi
42 Soldaten schreiben für Soldaten
45 Räder-SPW
53 Taktische Fehlgriffe
54 Auf unseren „Dicken" ist Verlaß
58 . . . exakt wie Kosmonauten
62 Rätsel
66 Columbus auf Zeit
72 Hallo, Vroni!
76 Typenblätter
78 . . . die Sportgeschichte machten
84 Was aus einem Tischler alles werden kann
88 Der Schwan von Siehdichum
94 Postsack

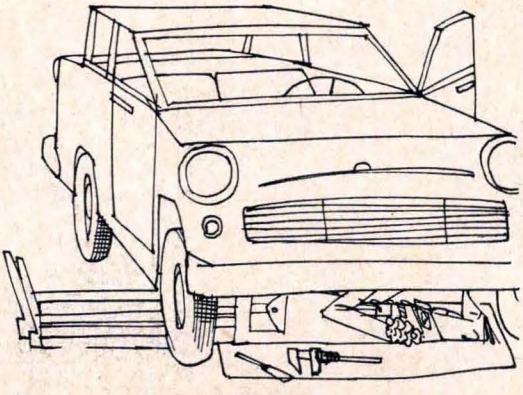




Lauter liebe Leute

zeigt uns
Henry Büttner





31036
ISSN 0004–2277

Veronika Fischer

Foto: Hans-Peter Gaul